

# Kretische Postille



# Kretische Postille

Lesepredigten

© 2024 Martin Grahl  
Website: [www.martingrahl.com](http://www.martingrahl.com)  
Covergrafik von: Ruth Marie Grahl

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:  
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,  
Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: Martin Grahl, Alter Kämmererweg 1, 23769 Fehmarn, Germany.

*Liebe Leserin, lieber Leser!*

*In vergangenen Zeiten lag in vielen „Guten Stuben“ eine „Postille“, ein Predigtband für die Hausgemeinde, zum Vorlesen bestimmt. Das Wort leitet sich aus dem Lateinischen so her: post illa verba „nach jenen Worten“. Gemeint waren den „Worten“ die sonntäglichen Perikopen, Bibelabschnitte der gottesdienstlichen Lesungen. Sie sollten verständlich gemacht werden. Im 17. Jahrhundert waren solche Predigtbände Bestseller, weltliche Literatur war noch lange nicht so populär wie später dann. Goethe war noch nicht geboren. Heute fristen Predigtbücher ein Schattendasein, nicht einmal bei kirchlichen Verlagen liegen sie obenauf. Jetzt könnte man sie auf jedem Smartphone lesen, doch wer macht das schon? Auf der anderen Seite will ich dies Medium in Bezug auf Predigten nicht unbedingt fördern, sondern vielmehr dazu ermuntern, miteinander regelmäßig und „in echt“ Gottesdienste zu feiern und dazu beizutragen, diese uralte Einrichtung ein wenig besser zu verstehen. „Kirche“ gibt es nur, solange Gottesdienste gefeiert werden. Als Gegenstand der Öffentlichkeitsarbeit ist sie nur virtuell, und die gleichnamige Institution ersetzt sie auch nicht.*

*Dieses Büchlein ist also unzeitgemäß, wie Gottesdienste auch. Viele empfinden sie lediglich als religiöses Relikt, das man um der Akzeptanz willen dringend modernisieren muss. Ich sehe das gründlich anders.*

*Trotz der Millionen Kirchenmitglieder bleiben in vielen Kirchen an „normalen“ Sonntagen die meisten Plätze unbesetzt, anderes ist weit beliebter, wie Ausschlafen oder eben „frei machen“. Das Problem besteht auch darin, dass viele kaum verstehen, was Gottesdienst ihnen „bringen“ sollte und wie das Geschehen da zu deuten wäre.*

*Der Fremdheitsgrad wächst von Jahr zu Jahr. Zudem häufen sich Missverständnisse.*

*Eine Methode, dem abzuhelfen ist, Gottesdienst und Predigt gängigen Kommunikationsmustern anzupassen. Ich habe mich entschieden, genau dies nicht zu tun und eher eine entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Auch das folgt freilich Medienratschlägen von Experten: Zeige und praktiziere, was das Besondere, vom Üblichen Abweichende ist. Hebe dich ab vom Gewöhnlichen und Erwarteten.*

*Gegenüber dem, was man mir seinerzeit als Student im Fach Homiletik (Predigtlehre) beigebracht hatte, mache ich eine Menge „falsch“. In Bezug auf aktuelle professionelle Homiletik hat sich dieser Widerspruch eher verschärft. Eben darum halte ich es für angebracht, etwas von meiner in Bezug auf den Mainstream abweichenden Art, Predigt zu verstehen und zu halten, drucken zu lassen. Andererseits weiß ich mich völlig in der Bahn kirchlicher Predigttradition. Aber so paradox ist es, wenn es um so alte Traditionen wie Gottesdienst und Predigt geht. Das kennt man auch von Musik oder Malerei: Außenseiter waren immer wieder Salz in der Suppe. Es gilt weit zurück zu greifen, wenn man das Wesentliche nicht missen will.*

*Die Predigten, auf deren Grundlage diese Postille zusammengestellt ist, wurden im Rahmen meines Dienstes von September 2023 bis Juni 2024 auf Kreta in der Deutschen Gemeinde gehalten, wohin mich die Auslandsabteilung der EKD als Pastor i.R. gesandt hat. Dafür bin ich der EKD dankbar. Mehr noch schulde ich den geduldigen, gastfreundlichen und interessierten Geschwistern im Glauben auf Kreta Dank, mit denen ich Gottesdienst für Gottesdienst feiern durfte.*

*Kreta, 2024*

# Jakobs Traum von der Himmelsleiter

*14. Sonntag nach Trinitatis, Open-Air-Gottesdienst an der Quelle von Psychro auf Kreta. 1 Mose 28,10-19*

Liebe Schwestern und Brüder!

Ihr seid wie ich auf einem Lebensweg. Und nicht immer ist es so schön, wie heute hier. Da hat man sich nicht einfach mal so auf den Weg gemacht, um etwas Schönes und Besonderes zu erleben.

Es ist beeindruckend, wenn man an einem Berghang steht und ins Weite schaut. Man könnte noch höher in die Berge hinauf, dem Himmel entgegen steigen, aber immer noch mit den Füßen auf der Erde. Und dann die Aussicht! Erde und Meer scheinen einem bisweilen wie zu Füßen zu liegen.

Und hier die Quelle als Symbol. Überhaupt sind wir hier draußen von Symbolen umgeben. Die Natur hat man auch als Bilderbuch Gottes bezeichnet. Religionen bildeten sich um Baum und Sterne, um Höhen und Höhlen herum. Ob Feuer oder Himmel, Stille oder Sturm, das sind Bilder voller Kraft und Tiefe. Hier braucht man keine Gedichte zu schreiben, die Poesie ist schon verfasst, aus Gottes Feder geflossen. Es ließen sich hier alle möglichen Geschichten der Bibel sogleich anschaulich auslegen, sie hätten eine natürliche und eine himmlische Kulisse in einem.

Wir haben die Geschichte von der Himmelsleiter gehört. Da tat sich Jakob der Himmel auf. Es brach nicht nur Regen aus Wolken, da gab es für einen Moment einen Riss in der unsichtbaren Grenze von Gottes Reich und Erdenreich.

Jakob legt also seinen Kopf auf einen Stein und träumt. Wir sagen im Deutschen auch: Es träumte ihm. Das geschah mit ihm, das hat er nicht gemacht. Und dann ruft er: Hier ist Gott, und ich wusste es nicht! Er richtet einen Stein auf, daraus wurde dann später ein ganzer Tempel, oder wie wir als Christen für uns sagen: eine Kirche.

Unserem Wort „Tempel“ lag einst eine konkrete Vorstellung zugrunde: Ein templum bezeichnete einen Berg, einen Hügelkreis,

übers Land erhaben, etwas zwischen Himmel und Erde, ein Durchgangspunkt und doch mitten drin.

Eine Geschichte steht nur scheinbar für sich allein. In Wahrheit ist sie nur möglich, weil sie eingebettet, eingeordnet ist in Tausende anderer Geschichten. Darum muss man jede biblische Erzählung auch immer im Kontext der anderen hören. Sie sind im Zusammenhang unseres Glaubens zu hören, sonst werden sie uninteressant und unwichtig. Sie gewinnen erst in Kontexten an Bedeutung.

Die wir diese Texte auf Deutsch hören, nehmen sie auch in unserer besonderen Sprachwelt wahr. Ob auf Neugriechisch oder Deutsch, es ist die gleiche Geschichte, aber sie klingt anders. Und sie klingt auch jedem von uns etwas anders, sogar unverwechselbar anders. Die Geschichte mit der Himmelsleiter geschah nicht allem Volk, sie widerfuhr einem Einzelnen, Jakob, im Schlaf.

Jakob hatte einen Bruder, Esau. Vor ihm war er auf der Flucht, und suchte zugleich dessen Versöhnung. Außerdem war er mit vollem Namen „Jakob Israel“: Die Geschichte der Juden leuchtet also in ihm auf. Und damit sind auch wir als Gottesvolk in allen Völkern damit sogleich eingeschlungen. Jakob war einer, und doch sind Jahrhunderte im Blick. Jakob Israel und sein Traum vom Himmel und der Erde, da gehören auch wir mit hinein, als Kirche, als einzeln Glaubende.

Ich habe daheim eine orthodoxe Ikone, da ist es aufgemalt, denn die Himmelsleiter ist eines der Bilder unseres Glaubens, unserer Kirchen. Sie sind Himmelsleitern für uns. In den Kirchen wohnen die Engel, sagte man vor Jahrhunderten, und die Stufen darin haben darum auch eine geistliche Bedeutung. Wir kommen hier nicht zu uns selbst, gehen nicht in uns, sondern Gott entgegen.

Auf meiner Ikone ist es so gemalt: Der Jakob als Gott erscheint, dessen Boten die Engel sind, die herauf und herab steigen, trägt das Gesicht Christi. Denn in ihm ist uns der Himmlische Vater erschienen. Christus gibt Gott ein Gesicht.

Wir können überlieferte Bilder und Vergleiche dazu gebrauchen, um unserem Glauben Gestalt zu geben. Denn niemand denke sich seinen Glauben aus. Glaube ist eine von anderen schon gefüllte



Schatztruhe, die unserem Leben Ausrichtung geben kann, Sinn verleiht. Das kann man nicht aus sich selbst heraus, so wenig jemand sich an den Haaren aus dem Sumpf ziehen könnte. Wir überfordern uns, wenn wir unserem Leben selbst Sinn geben wollen. Den müssen wir uns geben lassen, anvertrauen lassen.

Jakob also, der zwischen Flucht und Sehnsucht nach Versöhnung hier Station machte, müde, abgeschlagen und doch mit brennendem Herzen, schlief. Er schlief an einer Quelle anderer Art. Von Wasser ist in der Erzählung keine Rede, aber Gott ist Quelle unseres Lebens. Jede Geschichte muss sich ja wie ein gutes Gedicht gerade wegen seines Bedeutungsreichtums mit Worten bescheiden. Die besten Gedichte sind kurz, und bedeuten doch die halbe Welt.

Darum sind Predigten eigentlich immer zu lang, oder anders gesagt: Sie sind nur Kommentare zu den viel konzentrierteren Bibeltexten. Die Quelle des Wortes Gottes scheint nur versiegt zu sein. Wir übersehen sie in der Regel nur oder halten sie für nicht so wichtig.

Aber bleiben wir bei den Bildern unserer Geschichte heute: *Schlaf*. Da sind wir der Welt entschlafen. Die Hände ruhen. Die Augen sind geschlossen. Die Füße tun keinen Schritt. Frieden umfängt uns mit unwiderstehlicher Macht.

Dann der *Stein* zu Jakobs Häupten: Der Erdball ist uns dieser große Stein. Hart und unbezwingbar. Wie einen Kiesel hast du auch mich gemacht all dem Leid gegenüber, sagt ein Prophet einmal. Ständig weich und sensibel zu sein, hält ja keiner aus. Einsam, allein, verloren wie ein Sandkorn am Strand kommen wir uns manchmal vor.

Und im *Staub* liegt Jakob. Staub zum Staube. Was sind wir schon, wenn Stürme uns ergreifen und uns übers Meer tragen wie den Sand der Wüste Afrikas? Aber Liebe macht aus dem Staub Leben. Da werden unsere Herzen weich. Da wird aus Staub Muttererde und Blüte. Die Vätergeschichten des Alten Testaments sind wilde, zum Teil bizarre Liebesgeschichten, nichts für kleine Kinder, oder eben auch wie bei Jakob hier die Geschichte von Streit, Betrug und der schwer errungenen Versöhnung Erwachsener.

Und schließlich das Bild der *Leiter*. Man kann das Wort auch mit Treppe übersetzen. Stufen hinauf und hinab. Dies wurde der Alten Kirche zu einem ihrer Ursymbole. Die Stufen seien die Tugenden und führen hinan zu Gott, hältst du dich an sie. Du stürzt hinab, missachtest du sie.

Die Bibel als heilige Schrift zu lesen, ist mehr als Wissensvermittlung. Sie vermag deine Seele zu erheben, sie zu läutern. Und sie urteilt: Wer glaubt, ist gerichtet, lesen wir im Neuen Testament.

Oder das Bild anders gewandt: Da steigen Engel hoch und wieder hinab. Engel sind Boten, Wortwesen. Im Gottesdienst wechselt Gott mit uns Worte. Im Mittelalter glaubte man, Kirchenräume seien voller Engeln.

Engel sind nicht um ihrer selbst da, sondern unseretwegen. Uns hat Gott darüber hinaus zu seinem Bild erschaffen. Wir selbst seien Worte aus Gottes Mund und Herzen an unseren Nächsten gerichtet, um ihm gut zu sein. So wie Christus uns Gottes Wort ist und nicht nur Buchstaben auf dem Papier unserer Bibeln.

Im Schlaf war Gott im Herzen Jakobs. Er hat ihn einen wunderbaren Traum träumen lassen. So ist das Innere außen und das Außen innen.

Müde war Jakob, sterbensmüde, aber mit laut schlagendem Herzen, mit dem brennenden Wunsch nach Versöhnung mit seinem Bruder, den er betrogen, hinter Licht geführt hatte. Er hatte sich Segen ergaunert, der ihm nicht zustand, und nun lag dieser nicht als Glücksgefühl in seinem Herzen, sondern schwer wie ein Fels auf seiner Seele.

Die Versöhnung könnte alles ändern. Aber die kommt nicht durch Denken und Verarbeiten allein in unserer Seele zustande, wie wir Techniker es gerne hätten. Sie muss gewährt werden. Die Brüder müssen sich tatsächlich wieder in die Arme fallen können.

So schläft Jakob, der Körper im Staub liegend, den Kopf hart auf einem Stein, und dann öffnet sich ihm unversehens der Himmel. Er hat das nicht machen können, es geschah ihm. Auch unser Glaube lässt sich nicht machen, wir müssen ihn erwarten. Und vielleicht müssen auch wir dafür mal am Ende sein.

Jakob öffnete sich der Himmel mit geschlossenen Augen. Kein Wort sagte er, und doch stiegen die Engel auch in seinem Namen zu Gott, wie ein Seufzer aus tiefem Herzen. So schließen auch wir gern beim Beten die Augen, weil es im Glauben auf Unsichtbares zu schauen gilt.

Als Jakob dann erwachte, hatte er nicht nur wieder mal ein wenig neue Kraft geschöpft. Von da an wohnte Himmel auch in ihm. Der Stein, aus dem später ein Tempel errichtet werden sollte, war ihm davon ein Bild geworden.

Auch die Kirchen, auf Kreta wie gesät, sind Bilder unseres Glaubens, Jakobsträume. Wir sind wie Jakob Israel unterwegs mit unseren Lebenstagen, irgendwo zwischen Himmel und Erde. Manchmal ist die Aussicht grandios und wir wähnen uns dem Paradies ziemlich nahe. Doch bisweilen sind uns die Lebensquellen wie versiegt. Trockenheit macht sich auf dem Boden unserer Seelen breit. Dann wieder öffnet sich uns der Himmel und wir möchten singen, wie Engel es wohl tun.

Auf Bergespitzen wie in Tempeln kann man schlecht wohnen, so wie die Woche nicht nur aus Sonntagen bestehen kann. Wir mögen es, wenn uns Segen zugesprochen wird. Doch ohne Liebe ist Segen wie geraubt. Ohne Liebe ist auch der Glaube falsch. Im Johannesbrief heißt es darum kompromisslos und klar: Wer sagt, er liebe Gott und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner.

Ob der Segen, den uns Gott als Berufung im Glauben anvertraut hat, in mir zu seinem Ziel gelangt, indem er in Güte, Liebe und Frieden zum Zuge kommt?

Das wünsche ich uns. Darauf hoffen wir. Dem gilt unser Glaube. Gottes Güte erfülle uns, wie ein heilender Traum den Schlafenden bei Nacht.

# Senfkorn Glaube

Lk 17,5f.

Ich hatte als Jugendlicher eine kleine schöne Bibelausgabe, eine sogenannte „Senfkornbibel“. Das war eine ganz normale Lutherbibel, aber klein genug für die Jackentasche, auf Dünndruckpapier, sogar mit kleiner Landkarte von Palästina und dem Mittelmeerraum. Gut geeignet für junge, scharfe Augen und unterwegs. Heute besitze ich eine große Bibel, die ist dreihundert Jahre alt, einige Kilo schwer wie eine Eichenbohle. Diese ehrwürdige Lutherbibel ist in weißes Schweinsleder gebunden und ein Liebhaberstück, mit gelehrtem Kommentar aus den Niederlanden und einer Weltkarte aus dem 17. Jahrhundert, die allein ist schon ein Prachtexemplar für sich.

„Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn...“

Was wir alles haben! In aller Regel deutlich mehr als nötig, Dinge und Möglichkeiten im Übermaß. Es ist schön und gut, haben wir eine reichlich ausgestattete Wohnung an Möglichkeiten, Spielraum für unsere Seele. Zuviel haben wir, wenn wir horten, haben um zu haben. Und oft stellt sich dann Mangel ganz anderer Art ein: Zeit, Ruhe, Liebe fehlen, und dass man mit sich nichts anzufangen weiß.

Wer alles Mögliche hat, muss noch nicht besitzen, was er braucht. Und die Reklame versucht uns ständig dazu zu bewegen, zu kaufen, was wir nicht nötig haben. Das Viele kann uns auf Abwege bringen. Doch wer weiß schon, was ihm ein guter Weg wäre? Falsche Ratschläge gibt man sich auch selbst. Dann verschimmt einem die eigene Seele.

Glaube gibt der Seele Grund und Fundament, Ziel und Sinn, wie die Liebe es auch vermag. Dann haben wir nicht nur, dann weiß man sich selbst geborgen.

Hätten wir nur Glauben, so groß wie ein Senfkorn!

Wer weiß, wann wir ihn brauchen, die Not spüren, ihn zu haben! Not lehrt beten, sagt ein alter Spruch. Denn dann wird Glaube nötig. In Stürmen der Zeit braucht man ein Schiff mit Tiefgang. Ist

kein Land zu sehen, muss man sich anders als nur mit Sichtbarem orientieren können.

Andererseits:

Man kann auch ganz gut ohne Glauben auskommen. Es gibt immer genug zu tun, es bietet sich uns mehr als ausreichend Unterhaltung, Ablenkung an. Warum sollte ich glauben? Ich leide gerade keine Not. Und beweisen lässt sich das mit Gott eh nicht. Warum sollte ich mich an den Himmel und Gottes Wort halten, was verspricht ihr euch davon? Was nützt es, was bringt es? Man kann das alles weder kaufen noch horten, sichern. Glaube lässt sich nicht beherrschen wie die Dinge der Welt. Er ist eine höchst unsichere Sache!

Da nahm Jesus also ein Senfkorn in die Hand. Ein Körnlein. Und doch wachsen aus solchen Körnchen ganze Bäume. Darin nisten dann die Vögel, heißt es an anderer Stelle, also geht es nicht nur um den Moment.

In der steinharten Erde von Kreta warten zur Zeit Millionen an Samen auf Regen, Wasser, die die Erde erweichen, die Äcker fruchtbar werden lassen. In einem einzigen dieser winzigen Kerne liegt beschlossen, dass aus ihm ein Jahrhunderte alter Ölbaum werden könnte. Habe ich in mir so ein wenig Glauben anvertraut bekommen, kann daraus ein starker Baum an Wasserquellen erwachsen.

Gemeinsam sind wir schlau und klug. Wir scheinen genau zu wissen, wie es wird, wie das alles geht. Die Zukunft scheint ganz in unserer Hand zu liegen: Da gibt es die DNA-Ketten. Darin liegen alle Informationen bereit dafür, dass die Blätter genauso und nicht anders werden, der Stamm sich so und so entwickelt, der Baum alle zwei Jahre Frucht tragen wird. So machen wir es mit unseren Gedanken und der Welt. Die Zukunft liegt schon fest in unserem Plan, wir lassen uns nicht gern überraschen. Brauchen wir Glauben, wenn alles machbar und planbar erscheint?

Oder bei den Tieren: Da sorgen chemische Verbindungen in ihrem Organismus dafür, dass sich zur Zeit das entsprechende Begehren regt und sie zeugen Nachwuchs. Aus dem Ei schlüpft ein Kuckuck, der in kurzer Zeit zu fliegen lernt und sich völlig anders verhält als Schwalben, Enten oder Spatzen. Er legt dann

selbst seine Eier in fremde Nester und ruft seine Kinder im Mai zu sich, wenn sie flügge sind und ihre Nestgeschwister aus dem Nest geworfen haben. Niemand hat sie das gelehrt. Das steckt alles schon in den DNA-Ketten als Information.

Wir wissen viel und begreifen dennoch wenig. Wir können auch ungeheuer viel, doch geizen mit Liebe, die Überraschung zu schätzen weiß. Soll ich von Katzen, Schafen, Ziegen oder Kühen reden, mit denen wir Menschen oft eng zusammenleben? Ein einfacher Hund kann einem ans Herz wachsen und mir tief ins Herz schauen. Alles nur rechnerisches Ergebnis biochemischer Kombinationen?

Und dann der Mensch! Wir haben vorhin davon gehört, wie die Bibel von der Erschaffung des Menschen im Paradies erzählt, eine wunderbare Erzählung über unser Wesen. Irgendwie sind auch wir alle gleich wie die Spatzen untereinander, andererseits auch überhaupt nicht. Bei jedem von uns scheint es sich um eine eigene Spezies zu handeln, so verschieden sind wir.

Da machte Gott also den Menschen aus Staub von der Erde und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Dieses Wunder geschieht immer noch, mit jedem von uns. Der Odem des Lebens aus Gott, das ist der Atem unseres Glaubens. In den Lutherübersetzungen hat man das alte Wort Odem statt Atem beibehalten, weil ja klar ist: Hier ist von Gottes Geist die Rede und nicht nur von Sauerstoff in der richtigen Beimischung, nicht zu viel, nicht zu wenig, damit wir zappeln oder laufen können. Wir können auch nachsinnen und sprechen von Herz und Seele und geben einander Namen, haben Kultur, Sprachen, Bücher, Kunstwerke.

Wir sind jüngst hier am Strand entlanggegangen und haben Steine bewundert. Weiße Linien ziehen sich über in Jahrtausend glatt geschliffene Kiesel wie ein Netz. Manche haben besonders schöne Gestalt dabei gewonnen. Wären sie größer, könnten sie als Werke abstrakter Künstler gelten. Die westliche Kunst bestand zum großen Teil daraus, Wundern der Natur nachzuspüren und Gesichter wie die Mona Lisa so wiederzugeben, dass alle Welt sie bewundert. Oder Bilder zeigen Impressionen, wie Monet oder Turner sie uns auf Leinwand bannten. Man kann auch Sichtweisen malen. Millionen Euro sind uns diese platten Materialhäuflein mit

ein wenig alter Farbe wert. So können sie uns etwas von dem lehren, was und wer wir Menschen sind, außer DNA-Ketten und Gehirnströmen. Und Glaube, aus Gottes Odem geboren, gehört zu dem, was man am Ende nicht wegfeigen kann wie Saharasand auf der Terrasse. Glaube geht nicht nur in eine berechenbare und doch unsichere Zukunft, sondern verankert uns in der Ewigkeit.

Aus Staub sind wir gemacht, zu Staub werden wir. Doch dazwischen findet unser Leben statt, lieben, weinen oder lachen wir, nennen einander bei Namen. Und Gott tauft uns. Da ist dann von Leben in einem noch anderen Sinn die Rede. Gott beruft uns zum Glauben, weist uns der Zeit ohne Zeit zu, der Ewigkeit. Nehme ich das für mich an?

Hätten wir Senfkorn glauben, sagt Christus, könnten wir zu einem Maulbeerbaum sagen, und solche Bäume können mächtig groß werden: Reiß dich aus und verpflanze dich ins Meer, er würde es tun.

Als hätte Jesus unsere Zeit vorausgesehen!

Was wir alles können! Atome spalten, DNA-Ketten manipulieren, damit das Korn auf den Feldern so wächst, wie wir es wollen. Wir schicken Raketen auf Mond und Mars, zaubern bunte und spannende Geschichten auf Monitore, produzieren täuschend echt wirkende Fantasy-Welten und graben Straßentunnel durch Berge, verwandeln die Erde, bis sie ins Schwitzen kommt.

Und was wir dann alles noch an Bösem, Überflüssigem und Dummem tun können, davon will ich gar nicht erst reden.

Wir können das alles und noch viel mehr, weil wir uns mit unserer Schlauheit zusammengetan haben. Die berühmte und berüchtigte Künstliche Intelligenz, die einem auch Angst machen kann, ist outgesourcter menschlicher Verstand und nun auch Wille und Entscheidung? Wir lassen leben. Man kann sich freilich selbst dabei auch verlieren. Wer vor allem leben lässt, wird am Ende selbst nicht nur ersetzbar, sondern auch überflüssig.

Auch mit Vernunft hapert es bei alledem immer wieder. Die wird ja irgendwie anders geboren als der Verstand. Herz und Seele bleiben schnell mal auf der Strecke, vor allem, wenn wir sie vortäuschen oder auch outsourcen, indem man in geborgten oder

gekauften Lebensmustern lebt, zum Schauspieler seiner selbst degeneriert. „Entfremdung“ nannten das die Philosophen.

Bei dem Glauben, von dem Jesus redet, geht es um unser Gegenüber zu Gott. Da kann sich niemand ersetzen lassen, da lässt sich nichts vorspielen, da kann man keinen anderen vorschicken. Wir schauen im Glauben auf das Unsichtbare, den Unsichtbaren. „Gott“ ist nur ein Wort von uns Menschen, aber was damit gemeint ist, wer damit gemeint ist, darum dreht sich alles hier in unserem Gottesdienst.

Dem direkten Gegenüber von Gott und Mensch dient auch die Bibel, die für die Jackentasche, sowie das Liebhaberstück, groß und schwer wie eine Eichenbohle. Sie hilft mir, dass ich nicht fehl laufe und nicht die Begegnung meiner Seele mit meinem Schöpfer und Erlöser versäume.

Auch da sind Täuschungen möglich. Da kann man auf Ersatz reinfallen. Götter in unechtem Sinn gibt es wie Sand am Meer. Aber wenn wir endlich doch wieder einmal auf das Senfkorn echten Glaubens gestoßen sind, dann gibt es uns Gotteskraft, dann kann er in uns groß werden.

Von den guten Früchten dieses Glaubens hat die Epistel gesprochen: Bekleidet euch mit Demut. Eure Sorge werft auf den Herrn. Werdet fest durch Glauben. Ihr werdet aufgerichtet, gestärkt, gekräftigt, gegründet.

Früchte des Glaubens sind nicht nur, dass wir äußerlich Gutes tun, irgendetwas leisten für andere. Es geht um Liebe und Güte, die in uns wohnen darf, begegnen wir einander. Liebe Gott und deinen Nächsten, wie dich selbst!

Von daher geht es auch hier heute mit uns nicht um Wissensvermittlung, um Religionsinfos oder Überzeugungen, so wichtig das auch sein mag. Es geht darum, dass ich Gott ansehe, ich mich von ihm anreden, anschauen lasse, ihn wahrnehme.

Wir haben nicht nur Herz und Seele, wir sind Herz und Seele.

Das sind keine Organe, die ein Anatom in uns finden könnte. Die Seele ist kleiner als ein Staubkorn, kleiner noch als ein biochemisches Element, und doch fasst es ein ganzes Universum.



So ist der Glaube mit seiner Liebe und Hoffnung mitten in uns und gehört uns dennoch nicht, denn es ist der Ruf Gottes. Er bringt uns zum Klingen. Es ist der Odem Gottes in uns. Es ist das, was aus dem Staub der Erde den Menschen mit seinem Namen, aus irgendeinem Anderen meine Liebste, meinen Liebsten werden lässt. Dann handelt es sich nicht mehr nur um irgend einen weiteren Menschen, dann wird mir mein Nächster zum Meisterwerk, wie aus etwas Farbe und Leinwand eines der auserwählten Bilder im Louvre geworden ist. Dann ist es nicht nur ein Marmorblock im Berg, dann ist es der David von Michelangelo. Da ist es nicht nur einer von Milliarden Planeten im kosmischen Staub, da ist es unsere Erde, die uns Gott anvertraut. Und nie haben wir mehr spüren müssen, was das für eine anspruchsvolle Aufgabe von Gott an uns ist, diesen Planeten zu achten und zu erhalten. Durch den Odem Gottes ist da nicht nur Staub vom Staube, Erde von Erde, Asche von Asche, da bin ich im Angesicht Gottes aller Liebe wert.

Wie gut wäre es, hätte ich Glauben, wäre er auch klein und schwach wie ein Senfkorn. Den kann ich aber nicht in die Jackentasche stecken und hierhin oder dahin tragen, der muss in meinem Herzen, dem Acker Gottes wurzeln und wachsen. Diesen Glauben kann ich auch nicht käuflich erwerben wie einen dicken Schatz, den muss ich mir schenken lassen. Ich muss ihn mir gesagt sein lassen. Ihn zu besitzen macht nicht stolz und groß, er macht mich demütig. Da können meine Sorge und mein Vermögen klein und schwach werden, Gott nimmt meine Sorge auf sich.

Ist das Weltall Werk aus Gottes Hand, bin auch ich es. Und es darf unser Glaube sein, dass Gott nicht stumm und fern ist, fürchterliches Schicksal oder Untersuchungsgegenstand von Philosophen. Er spricht mit uns, heute und hier.

Und gelangt so ein Glaubenskorn in meinen Seelenacker, in der Gestalt von Hoffnung, werde ich es vielleicht kaum oder auch gar nicht merken. Aber wenn es Wurzeln treibt, wird es gut mit mir. Sprich nur ein Wort, Herr, so wird meine Seele gesund. Das mag unser Gebet sein, unser Seufzen, Stimme unseres Hoffens. Dann mag alles um mich herum auch mal zusammenbrechen, mein Herz hat seinen Grund gefunden.

# Psalm 68

*Ps 68, Kol 3,15-17*

Wir haben zu Beginn ein Lied mehrstimmig gesungen. Das war ein sehr langer Prozess in der Musikgeschichte, bis man so etwas wagte und konnte, eine Melodie in Harmonien zu setzen. Das traute man sich über Jahrhunderte nicht, zwei Melodien zugleich und gegeneinander zu setzen. Man begleitete Lieder höchstens wie beim Dudelsack: Eine Melodie und darunter oder darüber lange Töne, so wie das bei geistlicher griechischer Musik bis heute sein kann. Dann merkte man im späten Mittelalter, dass man verschiedene Melodien doch zugleich singen konnte, und es klang gut, solange man Dissonanzen vermied. Später dann – bei Mozart in der Hochzeit des Figaro – sangen gleich mehrere verschiedene Solisten gegeneinander, auch mit ganz unterschiedlichen Meinungen, und es klang aufregend schön. Auch Dissonanzen waren nun erlaubt, solange sie sich dann am Ende nur auflösen.

Psalm 68 kann man als ein solches Konzert verschiedenster Stimmen ansehen, auch mit Dissonanzen. Ganz gegensätzliche Verse stehen einander gegenüber. Irgendwie ist auch alles geordnet, irgendwie aber auch nicht.

Unser Leben mit all den Dissonanzen, den unterschiedlichsten Begegnungen, zum Teil dramatischen Wendungen: Wenn es nur am Ende in unserem Gott seine harmonische Auflösung findet, seine Erlösung?

„So bunt ist unser Glaube“ lautete einmal ein Kinderbuch, also nicht nur harmonisch und glatt. Glaube kann dramatische Zeiten haben und sich in wilden Zweifeln, gar Verzweiflung winden. Langweilig ist er nicht, wagen wir uns in seine Tiefen, im Gegenteil. Eine Kirchengemeinde, das ist auch ein bunter Chor verschiedener Arten zu glauben. Kinder glauben auf andere Weise als Menschen, die mannigfaltige Erfahrungen hinter sich haben. In orthodoxen Kirchen feiert man anders miteinander Gottesdienst als wir oder man es in Freikirchen tut. Die Musik in afroamerikanischen Gemeinden der USA klingt wieder anders. In jedem klingt Gottes Wort anders wider.

Unsere Bibel ist nicht wie der Koran Gottes Wort als Textoffenbarung, aus dem Himmel gefallen und wörtlich aufgeschrieben. Die Bibel erzählt, bisweilen auch ganz ungläubliche Geschichten. Und das Gebetbuch der Bibel, der Psalter, ist auch sehr vielstimmig. Da finden wir Verse des Gottvertrauens, der Hoffnung, aber auch Verse, bei denen es uns die Stimme verschlägt: So betet man doch nicht, möchten wir rufen.

Psalm 68 ist lang. Seinem Inhalt wird man nicht in einer einzigen Predigt gerecht, zu verschieden und vielfältig ist, was uns darin begegnet.

Ich habe uns den ganzen Psalm ausgedrückt. Man kann dieses Lied aus dem Alten Testament so nehmen, als hätte immer jemand anders einen Gedanken, einen neuen Gebetsruf eingeworfen. Der Psalm ist wie mehrstimmig. Sicher kann man auch insgesamt einen durchgehenden Gedankengang feststellen, aber das Lied ist nicht aufgebaut wie ein logischer Text.

So greife ich denn für uns nun einige Verse heraus.

„Gelobt sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft auch.“

Wir sollten diesen Vers nicht lesen, als wäre das ein Gesetz: Lobe gefälligst an jedem Tag Gott, egal, wie es dir geht. Da spricht hier vielmehr jemand, dem das Herz gerade übergeht und sich wünscht, es möge so bleiben. Und der zweite Satz behauptet auch nicht, dass alles Miese, was uns widerfährt, Gott zum Urheber hätte oder er gefälligst zu helfen hätte. Hier spricht jemand, der sagen kann: Es ist eben nochmal gutgegangen.

Die Verse sprechen aus Erfahrungen heraus. So bete man, nicht in dogmatischen Sätzen, denn nicht alle Gebete passen für jeden Tag, für alle Menschen gleich.

Außerdem ist viel Poesie in den Psalmen, da übertreibt man also auch leicht mal, um das Herz sprechen zu lassen, das nicht funktioniert wie ein Rechner, cool und immer exakt.

„Gott, als du vor deinem Volk herzogst, als du einhergingst in der Wüste, da bebte die Erde, / und die Himmel troffen vor Gott, dem Gott Israels. Gott, du gabst Regen in Fülle, und dein Erbe, das dürre war, erquicktest du, dass deine Tiere darin wohnen konnten.“

Vielleicht kann man so einen Vers besser hier im Süden Europas verstehen als im Norden, wo auch ein Sommer verregnet sein kann und die Erde nicht mal zittert.

Da sagte sich der Beter: Uns geht es ganz wie unseren Vätern und Müttern, als sie einst vor Jahrhunderten aus dem Sklavenhaus Ägypten fliehen konnten. Auch ich habe Gott als meinen Befreier erlebt. Meine Seele war wie ausgedörnt, und dann wurde es gut. Warmer Regen fiel auf den ausgedörnten, hart gewordenen Acker meiner Seele.

Wir wissen nicht, was die Beter damals Schreckliches erlebt haben. Aber es muss bitter gewesen sein, wenn sie ihre Nächsten wie hier im Psalm mit Krokodilen verglichen, die ihnen im Schilf versteckt auflauerten. Die Menschheit war schon immer auch äußerst brutal, und hier singt ein Davongekommener:

Wir haben einen Gott, der da hilft, und den HERRN, einen Herrn, der vom Tode errettet.

Ja, Gott wird den Kopf seiner Feinde zerschmettern, den Schädel derer, die da fortfahren in ihrer Sünde.

Das ist keine Anweisung, auch so zu beten. In vielen Übersetzungen hat man lieber versucht, so einen Vers abzuschwächen oder ins Allgemeine zu ziehen, denn so etwas darf doch nicht in der Bibel stehen! Das passt einfach nicht zur Botschaft der Liebe und zu dem, was Christus uns gelehrt hat.

Aber die Bibel gilt uns eben nicht wie der Koran als direktes Wort Gottes. Es erzählt nur davon. Und es kommen darin alle möglichen Menschen zu Wort. Das Wort Gottes im strengsten Sinn ist uns nur Christus selbst als Person. Das ist ein Geheimnis, das sich uns nicht so einfach erschließt, sondern uns auf einen langen Weg des Glaubens, der Nachfolge schickt. Darum ist es gut und recht, wenn wir bei unseren Psalmlesungen im Gottesdienst solche Verse gemeinhin auslassen. Denn uns steht es nicht zu, so zu sprechen: Auf dass mein Fuß im Blute meiner Feinde bade und die Hunde ihr Blut lecken!

Derartige Psalmverse sprechen nicht von Fanatikern, sondern erzählen uns von verzweifelten Opfern.

Im gleichen Psalm lesen wir dann auch ganz andere Worte wie Vers 4:

„Die Gerechten aber freuen sich und sind fröhlich vor Gott und freuen sich von Herzen.“

Gerecht im Sinne des Psalters sind, die gern auf Gott hören, die - wie Jesus Christus sagt - gar ihre Feinde lieben wollen. Was man aber oft nur sehr schwer vermag. Jesus preist selig, die Frieden stiften und nach Gerechtigkeit dürsten. Das ist keine leichte Aufgabe, und zumeist auch nicht von den Verstrittenen gewollt. Der Vorteil überwiegt gegenüber dem Wunsch nach Gerechtigkeit. Wer im gemachten Nest sitzt, pfeift auch mal auf Gerechtigkeit.

In so einer Welt fröhlich sein? Auch das ist kein Gebot, das man gefälligst zu erfüllen hat. Es schwingt viel Sehnsucht im Psalter mit.

Und dann: Singt! Schön, dass wir hier gemeinsam heute singen. Wir singen zwar bei unseren Liedern gemeinhin die gleiche Melodie, auch den gleichen Text, aber genau gleich sind unsere Stimmen darum nicht, und das meine ich auch im übertragenen Sinn. Dennoch stimmen wir uns aufeinander ein. Wir singen auf Harmonie hin. Aber dass wir überhaupt noch singen und nicht nur noch singen lassen!

Wer singt, sagt nicht nur etwas, er lässt seine Stimme vielmehr tragen. Wir heben unsere Stimmen auf bestimmte Tonhöhen. Und im Abendmahl ist die Rede gar davon, dass wir unsere Herzen erheben zu Gott.

„Singt Gott, lobsingt seinem Namen!“

Das müssen wir nicht, das dürfen wir, auch trotz des Elends dieser Welt, ja, dem Bösen entgegen. Wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder. Sagte man, stimmt leider nicht. Aber in diesem Spruch kommt das Gefühl zum Ausdruck: Miteinander singen, das zeuge von Herzengüte, innerem Frieden und Ausgeglichenheit. Selbst der wilde Jazz mit seinen Dissonanzen funktioniert nur, weil die Instrumente auch immer wieder zu Harmonien und in Dialogrhythmus zueinander finden.

„Man sieht, Gott, wie du einherziehst, wie du, mein Gott und König, einherziehst im Heiligtum. Die Sänger gehen voran, danach die Spielleute inmitten der Mädchen, die da Pauken schlagen. Lobet Gott in den Versammlungen, den HERRN.“

In einem anderen Psalm heißt es gar: Gott ist mein Lied. Und dass man sieht, wie Gott einzieht, meint: Das hier mit uns heute möge schon ein wenig, ansatzweise als Bild des Himmels gelten. Musik verbindet nicht nur Menschen bis hin zum Tanzen, sondern sie kann auch Himmel und Erde miteinander verknüpfen: Wir erheben singend unsere Herzen zu Gott.

Am Ende hält der Psalm noch eine Überraschung für uns parat: Gott singt. Ich verstehe das zumindest so, wenn es heißt:

„Gott fährt einher durch die Himmel, die von Anbeginn sind. Siehe, er lässt seine Stimme erschallen, eine gewaltige Stimme.“

Das kann doch nicht anders gemeint sein als Gesang! Wenn Gott seine Stimme erschallen lässt? Das muss schön klingen. Kein Gebrüll oder brüchige Prosa. Wenn wir singen, dann versuchen wir zumindest, unserer Stimme Schönheit abzuverlangen. Da kann aber einer nicht so gut singen? Irgendjemand sagte: Je unvollkommener eine Stimme auf Erden ist, umso schöner klingt sie im Himmel, wenn sie vor Gott aus ehrlichem Herzen kommt.

Die Psalmen sind ein geistlicher Schatz. Wir alle können uns daran reichlich bedienen. Unsere Gesangbuchlieder beruhen übrigens zum überwiegenden Teil auf ihren Versen.

Paulus schrieb an die Gemeinde in Kolossae:

„Und der Friede Christi, zu dem ihr berufen seid in einem Leibe, regiere in euren Herzen; und seid dankbar. Lasst das Wort Christi reichlich unter euch wohnen: Lehrt und ermahnt einander in aller Weisheit; mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern singt Gott dankbar in euren Herzen.“

# Erntedank

*Gott hat die Welt so schön gemacht,  
er schaut sie an bei Tag und Nacht.  
Danke, danke, sagen wir. (Liedtext)*

Unser Planet ist wunderbar. Soweit die Teleskope schauen, gibt es nichts Vergleichbares. Die Erde ist im weiten Kosmos gleich einem einzigen Diamanten im Sand, das berühmte Golden Eye im Kohlenstoffhaufen.

Das Meer, das uns hier umgibt, ist voller Wunderwesen, wo man schon am Ufer mit der Taucherbrille aus dem Staunen nicht herauskommt. 1700 Arten von Pflanzen soll es allein auf Kreta geben. Jeder Ölbaum ist ein Wunderwerk: Ich kenne einen Bildband, darin sieht man diese Wunderwerke an Baumstämmen, die Hunderte Jahre in aller Ruhe vor sich hin gewachsen sind. Und die duftenden Blüten all der Kräuter erst! Gott hat das alles so wunderschön gemacht, auch für uns, für dich und mich!

Das ist keine Aussage der Naturwissenschaft, das ist ein Glaubenssatz, aber darum nicht minder wahr.

Und die Tiere erst! Die wissen genau, was zu tun und zu lassen ist, in mancher Hinsicht deutlich besser, als Menschen es für sich wissen.

Gottes Schöpfung! Das sind auch wir, Wunderwerke aus Gottes Hand. Die wir doch ziemlich am Leben kleben und es um jeden Preis erhalten wollen, sollten wenigstens auch entsprechend ein wenig mehr Dankbarkeit aufbringen und uns klar sein lassen: Gott hat mich gewollt. Und was ist mir zu meinem Leben noch alles hinzu gegeben und geschenkt worden mit der Zeit! Denn des Menschen Kind ist nicht viel geringer als Gott, so singt Psalm 8.

Und was wir alles Leckeres essen! Hier auf Kreta schwelgen wir schon allein in Vorspeisen! Bezahlen wir ja auch. Stimmt schon. Und spätestens da ahnen wir, dass wir auch in dieser Predigt nicht ohne einen Seitenblick auf Schattenseiten auskommen. Die Meere sind weithin und bis in die tiefsten Tiefen verdorben. Das Klima ächzt.

Mit Bomben kann man in einem Moment zerstören, was mit viel Mühe und Zeit geworden war, auch Menschenleben, die sonst so teuer geschützt werden, eben mal wegwischen.

Erntedank 2023. Erntedank 1923 sah anders aus. Da war man zum Beispiel in Deutschland dankbar für jedes Brot, das man trotz der irrsinnig hohen Inflation kaufen konnte. Da klang die Bitte um das täglich Brot aus dem Vaterunser völlig anders als unter uns heute. Wobei heute, wie klingt es an anderen Orten desselben Planeten?

Was hätte eigentlich der reiche Kornbauer unseres Evangelientextes anders machen sollen? Er hätte sich ausrechnen können, was er wirklich gebraucht hätte, um dann den Rest zu verschenken. Er hätte sagen sollen: Danke, lieber Gott! Mal sehen, was ich damit Gutes ausrichten kann. Gestorben wäre er trotzdem, vielleicht auch in derselben Nacht, aber dann hätte er im Sterben nichts vermisst.

Das fragen wir gern: Was vermisste ich am Leben? Im Sterben stellt sich die Frage anders. In schwerer Krankheit werden andere Dinge wichtig, dann, wenn alle Sicherheit aufgegeben ist. Die Geschichte vom Kornbauern spricht diesen wunden Punkt bei uns an: Wir hätten gerne Sicherheit, am besten absolute Sicherheit. Am liebsten würde mancher 130 Jahre alt werden, und zwar ohne merkliche Einbußen an Lebensqualität mit der Vitalität, sagen wir: von 70. Oder er wäre zumindest jetzt wohlhabend, ohne Sorgen und mit der schönsten Frau an seiner Seite.

Wir sind Träumer von immerwährendem Glück und haben auch tatsächlich reichlich davon. Andere dagegen wollen nur noch weg aus ihrem heimischen Chaos und suchen ihr Heil auf wackligen Booten und den halbway Versprechungen ihrer Menschenhändler, und dann schwimmen sie auf dem Mittelmeer gen Norden, Davongekommene und Glücksritter auf derselben Nusschale.

Was machen wir mit dem, was uns gegeben ist? Zunächst vielleicht erst mal dankbar sein?

Das hörte ich in Skandinavien: Was du auch immer tust, vergiss nicht zu danken. Erfahrung lehrt uns, dass so ein Verhalten nützlich und gut ist für das Miteinander und auch für das, was wir



unser Ego nennen. Denn dann habe ich meinem Erleben ein Gütesiegel aufgedrückt: Es war gut. Danke. Und wenn ich Gott danke? Dann richten sich die Gedanken auf den Grund von allem, dann bekommt mein Leben tiefen Sinn.

Im Schöpfungslied zu Beginn der Bibel heißt es nach jedem Abend und Morgen: Und Gott sah, dass es gut war. Gott sah sie an, die Welt. Und Gott sieht die Welt heute und auch uns heute an, und was wir so alles treiben. Und er wird ganz sicher nicht dabei immer sagen: Und es ist gut so.

Das, womit wir den Altar heute geschmückt sehen, ist zumindest gut und wunderbar gemacht. Wehe uns, wenn wir das Wunderbare nicht mehr achten!

Wir sollten auch einander - und seine Lieben sowieso – wie sich selbst achten. Bisweilen, wenn sich einem der Himmel verfinstert hat, ist das nicht leicht. Aber nötigt ist es allemal. Dafür ist Dankbarkeit eine der ersten Lektionen. Dankbaren Menschen zu begegnen ist immer ein Gewinn. Sie strahlen von innen her, denn sie haben gelernt, nicht nur zu nehmen, sondern zu empfangen.

Das hat mit unserem Glauben zu tun: Nehme ich mein Leben und was mir an Dingen, Fähigkeiten und Möglichkeiten gegeben ist, wie man sich greift, was einem zusteht, oder empfangen ich es mit Achtung und auch aus Gottes Hand?

Da hatte der Kornbauer also seine reiche Ernte und sagte sich: Das steht mir zu. Darauf habe ich ein Recht. Ich habe eben nichts zu verschenken. Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Was geht mich mein Nächster an?

Was für ein Tor ist so ein Mensch! Und wie schlimm ist es, dass viel zu viele so leben und denken!

Wir haben weithin verlernt, in den Kategorien des Glaubens zu denken, so dass man bittet ums tägliche Brot und Gott zu danken weiß. Daheim hatten wir eine Brotschale, darein war diese Bitte des Vaterunsers geschnitzt. Aus ihr haben wir Tag für Tag unser Brot genommen.

Gott ist ewig, so steht ihm jede Zeit gleich nahe. Gott umfasst das All genauso wie mein Herz. Meine Mutter hat mich geboren, aber ich weiß mich zugleich auch als Gottes Kind. Und wenn ich im Muster des Glaubens zu denken gelernt habe, dann sage ich

Gott und meinem Nächsten Dank für all das, was ich aus anderer Menschen Hand erhalten und empfangen habe.

Wir freuen uns im Allgemeinen zu wenig. Fröhlichkeit kann man nicht kaufen. Sie braucht Nahrung von innen her, eine besondere Art von Empfänglichkeit. Fröhlichkeit braucht Unbekümmertheit, Sorge ist ihr erster Feind. Und die wir stets vorzusorgen gewohnt sind, tun uns schwer, unbekümmert dem Kommenden zu begegnen. Sag Gott Dank für den beginnenden Tag!

Dem Schönen und Guten muss man die Tür auch von innen her aufmachen. Verstehen wir uns als Bild Gottes, mögen wir sagen: Gott hat die Welt so schön gemacht. Und wir wollen auch unseren Teil dafür beitragen, dass sie schön bleibt. Dankbarkeit sieht mit dem Herzen und sieht auch im Geringen das Kostbare.

Lasst mich diese Predigt mit einer Geschichte abschließen. Sie ist so niemals geschehen, jedenfalls soweit ich das weiß.

In einem kleinen Dorf in den Bergen wuchsen vor vielen Jahren Zwillingenbrüder heran, prächtige Burschen, Leon und Wassily.

Wie es sich für Brüder gehört, waren sie äußerst unterschiedlich. Leon war stolz, sportlich und hatte es schon zu etwas gebracht. Wassily war klug, belesen und wusste stets mehr als andere.

Sie waren just ins Heiratsalter geraten, als sich im Dorf ein Neuzug ergab, die schöne Victoria. Sogleich verliebten sich die Zwillinge in sie. Doch wer sollte sie bekommen? Beide gingen sogleich auf Brautwerbung und waren sich im Klaren, dass sie dabei in scharfer Konkurrenz zueinander standen. Leon suchte Victoria als erster auf. Er war in allem stets drauf zu und der Schnellste im Dorf. Leon also bewarb sich um die Stelle eines Bräutigams mit forschem, sportlichem Auftritt. Als Geschenk hatte er eine Kette mitgebracht aus edlen, teuren Steinen, um einiges teurer, als er es sich leisten konnte, aber schließlich handelte es sich hier um die Investition seines Lebens. Er wusste sich entsprechend darzustellen, schließlich spekulierte er mit einiger Aussicht auf den Posten des künftigen Bürgermeisters: Was er alles hatte, konnte und vermochte!

Victoria verhielt sich abwartend.

Dann kam Bruder Wassily. Er protzte nicht. Bescheiden gab er sich und breitete vor der Angebeteten seine Lebensphilosophie

aus: Gib aus freiem Herzen, was du kannst. Sei so weise wie dir möglich und wäge ab, was du sagst und tust. Wassily geizte nicht mit schlaun Ratschlägen, mit denen er zeigte, was alles in ihm steckte. Auch er hatte ein Geschenk mitgebracht: eine selbst gedichtete Sammlung von Liebesliedern, vor einem Jahr zwar schon verfasst, aber auf keine Frau der Welt würden die Texte so gut passen wie auf die schöne Victoria.

Victoria verhielt sich abwartend.

Eine Woche verging, eine zweite Woche folgte, die Brüder warteten vergebens auf ihr Urteil. Wen würde sie erwählen? Die dritte Woche ging ins Land, nichts geschah. Da hielten es die Zwillinge nicht mehr aus und klopfen mit lautem Herzen an Victorias Tür. Leon ergriff das Wort: Wie gefallen dir unsere Geschenke? Victoria stand die neue Kette gut. Auf dem Tisch lag aufgeschlagen das Gedichteheftchen von Wassily. Gut, sagte sie. Ich danke euch auch sehr dafür.

Und wen von uns nimmst du nun? wagte Wassily zu fragen. Victoria lachte freundlich: Wolltet ihr mich etwa kaufen? Ihr habt es wohl noch nicht gehört. Vorgestern habe ich Johann um seine Hand gebeten, und nun sind wir verlobt. Johann, der Gärtner von da hinterm Dorfausgang? Was hat er dir denn geschenkt? Blumen, Gemüse? Einen Beutel Äpfel? Nichts hat er mir geschenkt. Ist er stärker als ich? Was hat er dir schon zu geben? Ist er etwa klüger als ich? In der Schule waren wir immer besser als er! Die Zwillinge waren äußerst aufgebracht. Johann liebe ich einfach, erwiderte Victoria freundlich. Und er selbst war nur zu schüchtern, mich zu fragen. Was mich bei ihm erwartet? Arbeit. Viel Mühe. Ein Gärtner verdient nicht allzu viel. Es ist Johann selbst, der für mich die ganze Welt aufwiegt. Ihr habt mich nicht einmal gefragt, was ich will!

Es kommt nicht auf volle Scheunen an: Was wir alles können und wissen! Sicherheit dämmt Ängste ein, glücklich macht sie nicht. Geben kann man die halbe Welt, doch hat man der Liebe nicht, ist es nichts. Bin ich von Herzen dankbar, und Liebe ohne Dankbarkeit ist wie ein Acker ohne Regen, wird schon ein kleines Stück Garten zum geteilten Paradies. Und wer gerne teilen mag, hat mehr als doppelt so viel von dem, was nötig ist.

# Heilung des Gelähmten

*Mk 2,1-12*

Mögt ihr das Wort Sünde? Was für eine Rolle spielt es in unserem Leben?

Ich denke, nachdem das Wort über Jahrhunderte zu viel gebraucht und auch heftig missbraucht wurde, ist es Zeit, neu darüber nachzudenken, zumal das Böse, Gewalt und Hass in der Welt offenbar gerade gewaltig Triumphe feiern.

Wir sprechen von Verkehrssündern oder kleinen Sünden, die eigentlich ganz süß sind, wie Torte für den Diabetiker. Und kann denn überhaupt Liebe Sünde sein? Nein, natürlich nicht. Doch seinen Ehepartner oder sich selbst damit betrügen? Einfach alles, was mit Sexualität zu tun hat, mit Sündhaftigkeit in Verbindung zu bringen, ist natürlich völlig daneben, uns aber auch nicht unbekannt. Damit liegen wir genauso schief wie Juden zur Zeit Jesu, die Krankheiten für eine Strafe Gottes hielten.

Gott wollte uns nicht ärgern, als er uns die Gebote nicht nur in Stein oder auf Papier, sondern in unsere Herzen schrieb. Sie zu übertreten macht weder glücklich, noch tut es gut. Denn „Sünde“ bedeutet Übertretung, aber nicht von irgendeiner Regel, sondern in Bezug auf Gottes Wort und Gebot. Das Wort Sünde betrifft unser Verhältnis zu Gott und dem, was sein Wille ist. Es ist Gottes Wort an uns, dass wir zum Beispiel unserem Nächsten nicht übel mitspielen. Der Begriff soll uns als Negativfolie dazu dienen, den Willen Gottes zu erkennen, das Gute und Rechte, zumindest das jeweils Bessere. Er gehört zu den Lehrbegriffen des Gewissens und soll uns nicht Angst machen, sondern Lebenshilfe sein.

In Bezug auf Moral und Gesetz, Regeln des Zusammenlebens, was wir gerade im Allgemeinen - oder ich im Besonderen - für gut und recht halten, ist es nicht so einfach. Die Maßstäbe ändern sich laufend und was hier gilt, gilt anderswo nicht in gleicher Weise. Was aber sagt Gott, der Liebe und Güte ist, zu alledem?

Markus fasst Jesu Predigten in drei kurzen Sätzen zusammen: „Die Zeit ist erfüllt. Das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium.“

Als nun Jesus in einem Haus predigte und sie ihm dichtgedrängt lauschten, da schoben einige Leute über ihnen die Dachbretter beiseite und ließen einen Gelähmten hinunter, Jesus vor die Füße. Und was sagt Jesus? „Dir sind deine Sünden vergeben.“ Kein Wunder, dass sich lautstarker Protest erhob. Niemand hätte sich damals übrigens gewundert, hätte er gesagt: „Du bist gelähmt, weil Gott das so will.“ Dann hätten wir protestiert, nicht aber die Pharisäer.

Doch Jesus sagte: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ Wer kann das außer Gott?

Jesus ist eben doch mehr als nur ein jüdischer Rabbiner seiner Zeit damals mit einer Sonderlehre oder ein Religionsstifter. Er hat Vollmacht von Gott. Er ist Christus, Gottes Sohn. Und wenn wir in unserer Liturgie solche Zusage aussprechen, dann seinetwegen. Durch Christus sind wir bevollmächtigt, so etwas sagen zu dürfen. Kein Jude, kein Muslim würde das tun.

Doch hatte diese Sündenvergebung dem Gelähmten geholfen?

Bei uns liegen die Prioritäten so: Erst kommt die Gesundheit, dann stellen sich Gewissensfragen. Das Gesundheitswesen ist öffentlich und eine teure Angelegenheit. Ums Gewissen kümmern sich bitte jeder privat. Erst wenn es einen nachweislich krank werden lässt, beginnt man sich zu kümmern. Hauptsache gesund?

Jesus sieht es andersherum: Das Gewissen steht an erster Stelle. Dann kommen Gesundheit oder Wiedergutmachung oder Strafe.

Es gehe nicht nur um unser äußeres Wohl. Es geht in unserem Glauben um Heil, Heil nicht nur das Innere betreffend, irgend so ein unsichtbares Teil in uns, das wir Seele nennen mögen, sondern um uns ganz und gar.

Das Wort Heil freilich ist uns ebenso abhanden gekommen wie ein hilfreicher Gebrauch des Wortes Sünde. Kirche ist keine Heils-Anstalt, wie ein Krankenhaus. Sie kann nicht in vergleichbarer Weise für Heil sorgen, wie Medizin oder Operationen einen Körper zu heilen vermögen.

Das vor Gott verletzte Gewissen bedarf der Heilung durch Gott. Und mit dem Wort Sünde können wir benennen und fassen, was unser Gewissen beschwert und verletzt, unsere Seele in

bestimmter Weise krank macht. Glaube ist kein Allheilmittel, aber er betrifft das Innerste des Menschen.

So wichtig ist ein rechter, wirklich hilfreicher Gebrauch dieses Wortes. Und die Beichte war dafür da, dieses für sich selbst herauszufinden. Doch die haben wir im Allgemeinen ebenfalls als unbrauchbar ad acta gelegt. Darum kränkelt unsere Kirche, weil sie in ihrem Kerngeschäft versagt. Sie traut sich zu wenig, sich darum zu kümmern, was Gott ihr aufgegeben hat und uns so schwerfällt.

Um zu zeigen, wie gewichtig das mit der Sünde ist, hat Jesus dann dem Gelähmten gesagt: „Steh auf, nimm dein Bett und geh!“ Die Wunderheilung unterstrich, wie gewaltig Gottes Barmherzigkeit ist, wenn er uns vergibt. Denn das ist mehr, nicht weniger als die Krankenheilung.

„Wir haben solches noch nie gesehen“, staunten die Leute und entsetzten sich.

Jesus predigte das Evangelium und sagte: Tut Buße!

Schon wieder ein Wort, mit dem wir kaum umzugehen wissen. Besserung steckt als Wort darinnen. Das Griechische des Neuen Testaments sagt „Metanoia“, eines anderen Sinnes werden. Buße ist also nicht Strafabbüßung, wie es die päpstliche Kirche zu Zeiten Martin Luthers verlangte und Geld für schriftlich zugesicherten Straferlass einstrich. Das schier endlose Fegefeuer sollte so abgekürzt werden. Diese Zeiten sind übrigens auch für die Römische Kirche lange vorbei, wo man so mit Sünden und Sündenerlassen handelte. Also eines anderen, besseren Sinnes werden, Metanoia, Buße.

Das braucht die Welt: Wie bekommt man Rasende besänftigt? Wie kann man das Feuer des Hasses oder durchaus verständlicher Wut löschen oder doch im Zaum halten? Wie kann man Fanatiker von ihrem Irrglauben heilen und Belogene aufklären?

Zu Anfang des Gottesdienstes haben wir eine sogenannte offene Beichte gehalten. Vielleicht kommt uns das ein wenig katholisch vor? Das Gegenteil ist der Fall. Die Reformation war in erster Linie Beichtreform, nicht ihre Abschaffung. Alle evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts sahen vor, dass man sonntäglich nicht nur Abendmahl feierte, sondern stets den

Gottesdienst mit allgemeiner Beichte begann. Ungebeichtet sollte niemand an den Altartisch treten. Aber man zählte nicht mehr Sünden auf, und die ganze gruselige Geschichte vom Fegefeuer legte man völlig beiseite. Ein neues Beichtverständnis war das Ziel Luthers und seiner Gleichgesinnten.

Mit Gott und meinem Nächsten und mir selbst mögen wir zum Frieden kommen. Darum erbitten wir von Gott Vergebung ebenso wie für das tägliche Brot. Sünde, Heil, Beichte und Buße: Wir sollten dringend diese Worte für uns neu mit Leben füllen und die vielen Missverständnisse beiseite räumen.

Niemand von uns ist perfekt in dem Sinn, dass er nichts Böses oder Verwerfliches getan hätte. Das bekommen wir schon allein darum nicht hin, weil wir oft gar nicht wissen, wie das gehen sollte, was böse und gut ist, besser oder schlechter. Und auch wenn wir es wissen, ist es nicht immer einfach, zu lassen, was nicht gut ist. Aber das besagt nicht, dass wir nicht danach streben sollten, gut zu agieren und Güte in sich zu stärken. Selig sind, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes, - und da gibt es kein Unrecht. Und damit ist nicht menschliche Gesetzestreue gemeint, sondern das Heil des Menschen überhaupt in ganzer Tiefe im Blick.

Man kann vielleicht sagen: Sünde ist ein Suchwort.

Die Bibel gibt nicht immer einfach Antworten, sondern schickt uns auf die Suche nach Besserem, nach Heilung. Sie definiert und verordnet nicht den Frieden, sondern lässt uns danach streben. Christus wird uns Weg, und so Wahrheit und Leben. Er lässt uns fragen: Worin besteht das Recht deines Nächsten? Wie begegne ich ihm? Wie gehen wir mit Versagen um, mit dem eigenen und dem meines Nächsten?

Darum sollten wir aufhören, einander und sich selbst Sünde vorzuwerfen. Dieses Wort soll uns helfen, üble Dinge klarer zu sehen, um von ihnen lassen zu können. Alle unsere Ordnungen, Wertvorstellungen und Ansichten über gut und böse, nützlich oder schädlich, ändern sich beständig. Für die Frage, was Sünde ist, gibt es darum auch kaum fertige Antworten. Die Zehn Gebote sind kein Gesetz, das man einfach mal anwenden könnte. Sie sind eher Wegweiser.

Auf der anderen Seite ist da vieles auch völlig klar, vor allem bei dem, was überhaupt nicht geht, wie bei Terror oder Krieg, Gewalt oder Missbrauch. Aber auch, wenn man nicht gleich in grobe Sünde fällt, das Heil ist noch nicht erreicht, wenn jemand in seinem Gartenhäuschen die Hände in den Schoß legt und sich am Fernsehen über die böse Welt wundert.

Zur Sünde gehört auch, was wir unterlassen. Die Rede von der Sünde soll uns helfen, uns in dem Labyrinth menschlichen Zusammenlebens zurechtzufinden, wie mit dem berühmten Ariadnefaden, um dem Bösen die Stirn bieten zu können. Ziel der Rede von Sünde, Buße und Beichte ist nicht, uns zu demütigen. Es geht vielmehr um das Gute, um Heil und Segen.

Gelähmt war der Mann, den seine Freunde Jesu zu Füßen legte, damit er Hilfe erfuhr.

Uns lähmen als Menschheit auch ganz andere Dinge, oder sie scheuchen uns geradezu vor sich her, so dass wir keine Ruhe finden und inneren Frieden missen. Wie schön wäre es, wäre die Welt mit weniger Sünde belastet und mit mehr Liebe erfüllt, die diesen Namen auch verdient und nicht in Wahrheit Betrug ist. Im Namen des Guten, von Interessen oder auch Gottes wird beständig Unheil angerichtet.

Vielleicht wart ihr schon mal dabei und habt eine Rettungsaktion erlebt mit der Feuerwehr oder schneller medizinischer Hilfe. Das geht wie am Schnürchen und man tut, was nottut und hilft, jeder Handgriff sitzt. Da weiß man nämlich, wo das Problem sitzt.

Eben dazu soll die Rede von der Sünde uns dienen, dass wir sehen lernen: Daran liegt es. Hier hat das Übel seine Wurzel. Böses muss benannt und dann überwunden werden.

Das griechische Wort bei Markus für vergeben hatte übrigens auch diese Bedeutungen: wegschieben, sein lassen, ablassen, wegwerfen. Das muss man mit der Sünde tun, mit dem, was Gottes gutem Gebot widerspricht und uns das Leben vergiftet, verdirbt. Wir denken in unserer Tradition bei dem Wort Vergebung vielleicht zu sehr im Muster der Vergeltung und Bestrafung. Gott nehme das Böse von uns, hebe es aus unseren Herzen, nicht nur aus meinem, sondern auch aus dem meines Nächsten, der es mir schwer macht. Er repariere es nicht nur, wie man etwas wieder



funktionstüchtig mache. Heil bedeutet, sich ein Stück Himmel auf Erden erfüllen. Und dann nehmen wir das Bett, an das wir gefesselt waren, einfach in die Hand und gehen los. Darum heißt es in Psalm 1: Wohl dem, der Lust hat am Gesetz Gottes und darüber sinnt bei Tag und Nacht. Er gleicht einem Baum, an Wasserbächen gepflanzt.

## Wir sind ein Brief Christi

*1 Mose 8,18-22. 9,9-17; 2 Kor 3,3-6; Mk 10,2-9*

Wann wird denn nun alles endlich gut in der Welt sein? Als ich Kind war, schienen wir auf gutem Weg zu sein. Wir befanden uns ganz offiziell in einer Vorbereitungsphase für den Idealzustand der Welt. Wir in der DDR waren schon fortschrittlich, als nächstes sollten die jungen Nationalstaaten sozialistisch werden, dann später auch das noch störrische Amerika, Westdeutschland und Frankreich. Überall gab es schließlich schon kommunistische Parteien, selbst in den USA. Einige Probleme waren freilich noch zu lösen, wie Hunger oder bestimmte Krankheiten, aber wir würden das schon hinbekommen, alles nur eine Frage der Technik und der dazugehörigen wissenschaftlichen Weltanschauung, der „Gesellschaftswissenschaften“. Mit China, Nordkorea, Kuba oder Mozambique und der großen Sowjetunion war ein beträchtlicher Teil der Weltbevölkerung auf dem rechten Weg und auch dabei, solche mittelalterlichen Vorstellungen wie Gottesglaube und Religion überhaupt zu überwinden und dem nackten Kapitalismus die Stirn des Humanismus zu bieten.

Das lernte ich in der Schule, das erzählten bei uns täglich die Zeitungen. Zu diskutieren war, wie das denn genau ginge, mit der Partei Neuen Typus, mit dem Menschen Neuen Typus, aber die Grundfrage war geklärt.

Doch eine Rockband sang gegenan: Da haben wir nun eine Revolution nach der anderen gemacht, aber der Mensch ist, wie er war, außen, innen, mit Haut und Haar.

Wir befanden uns im Kalten und hier und da auch im heißen Krieg. Er galt dem Guten, dem Fortschritt, wir lernten und arbeiteten für Frieden und Gerechtigkeit und ließen uns ganz offiziell von vorn bis hinten belügen und lebten in einer gigantischen Scheinwelt, in der man mitzuspielen hatte, als wäre es die Wahrheit.

Was wird aus uns, wenn alle Welt lügt, böse wird, Gewalt und Unrecht überhand nehmen?

Die Bibel erzählt davon, wie das schon einmal so war, nur viel schlimmer. Da nahm sich Gott den letzten noch lebenden Gerechten dieser Welt und sagte ihm: Bau dir eine Arche. Ich lasse eine Flut über die Erde kommen, denn das muss ein Ende haben mit der verdorbenen Menschheit. Du und deine Familie werden überleben, hab nur Geduld. Dann setzen wir alles auf Null, und es geht neu los. Und so geschah es.

Aber dann? Dann lesen wir: Der Mensch ist böse von Jugend auf.

Vielleicht sollten wir ein paar kluge und moralisch tadellose Leute auf den Mars schicken, uns einen neuen Planeten suchen? Allerdings: Wer soll denn da hinfliegen? Die beiden Chefs von Amazon und Tesla? Immerhin ist kaum jemand erfolgreicher und sie hätten auch das nötige Kleingeld dazu. Oder die Familien der Friedensnobelpreisträger?

Nach der Sintflut waren Noah der Gerechte und seine Familie übrig, acht Leute insgesamt. Gott setzte einen Regenbogen in die Wolken und schloss einen Bund mit der Menschheit. Ja, richtig gehört: Nicht nur mit einem Volk, mit einer Kirche Auserwählter oder Einsichtiger. Abraham und Sarah waren lange noch nicht geboren, von Mose oder Jesus ganz zu schweigen.

Später dann war es mit der großen Stadt Ninive mal wieder so weit: Alles Heiden und ein völlig verdorbenes Volk. Niemand glaubte dort an Gott, und von den Zehn Geboten hatte man auch noch nichts gehört. Jeder war sich selbst der Nächste. So musste sich der Prophet Jona auf den Weg machen, Tacheles mit den Leuten reden. Die Stadt ging zur Verwunderung des Propheten

aber dann doch nicht unter wie Sodom und Gomorrha. Gott taten die Leute trotz ihrer Bosheit leid und ausdrücklich auch die Tiere und er verschonte Ninive.

Da fragte einmal ein Frommer seinen noch frömmeren Rabbiner, so erzählt Martin Buber: Was soll ich nur machen? Seit zwei Jahrzehnten versuche ich, ein guter Mensch zu sein und ein Gerechter zu werden. Ich will beten mit der Klarheit der Sonne am Mittag, aber ich bete immer noch genauso stümperhaft wie vor zwanzig Jahren. Da sagte der Rabbi: Das mit der Bekehrung zu Gott ist wie mit jedem Tag. Du stehst morgens auf und legst dich abends zu Bett. Vergiss das mit dem Fortschritt. Beginne jeden Morgen neu.

Im Evangelium haben wir heute von der Ehe und den Kindern gehört: Herzenshärte ist das Problem, nicht fehlende Perfektion, Ordnungen oder mangelnder Gehorsam. Liebe! Da gibt es keine Idealvorstellung. Dennoch: Hält eine Mutter ihr Kind in den Armen, ist alles da. Der Mensch ist in seiner Güte vollkommen. Das gilt auch und gerade, wenn Liebe weh tut.

Wir können zwar alles Mögliche besser und schneller und effektiver als die Leute im Mittelalter, aber dümmer waren sie damals irgendwie auch wieder nicht. Sie wussten Anderes. Und blind sind auch wir, nur in anderer Hinsicht.

Fortschritt? Doch, es gibt ihn, und zwar nicht nur in technischer Hinsicht: Sklaverei ist wenn nicht völlig abgeschafft, so doch allgemein geächtet. Wir wollen sie nicht und haben sie verboten. Und wenn es dennoch Sklaverei gibt, so haben wir alle etwas dagegen und dulden sie nicht mehr.

Wir verbrennen auch keine „Hexen“ aus Fanatismus oder der Angst heraus, dass sie uns schaden könnten. Und wo Aberglaube die Herzen verdirbt, da versuchen wir aufzuklären. Verschwörungstheorien gehören entlarvt.

Und wenn Leute Bomben schmeißen, Raketen zünden oder lügen, bis sie selbst nicht mehr wissen, was sie tun, was gut oder böse ist, zahlen wir das nicht einfach mit gleicher Münze heim, sondern versuchen, zu deeskalieren, auch wenn man uns darum schwächlich und dumm schilt.

Licht und Klarheit sind uns geboten. Wir lauschen hier auf Christi Worte wie einst die Leute von Ninive auf Jona. Uns ist keine perfekte Herrschaft verheißen, sondern Dienst am Nächsten, andauernder Hunger und Durst nach Gerechtigkeit. Dem unerreichbaren Frieden mögen wir nachjagen.

Um diesen Weg deutlich zu machen, schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth, 80 Kilometer westlich von Athen: Ihr seid ein Brief Christi an die Welt, nicht mit Tinte oder Tastatur geschrieben, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes.

Sind wir hier das auch? Wagen wir das von uns zu behaupten, ein Brief Christi an die Welt zu sein? Das ist zumindest eine sehr interessante Art, Gemeinde zu definieren. Aber da geht es uns wohl eher wie dem frommen Juden, der seinem Rabbiner bekennt: Ich spüre keinen Fortschritt. Ständig fangen wir von vorn an. Und überhaupt: Ist das nicht eine gewaltige Zumutung durch den Apostel? Wer sind wir denn schon, was können wir als kleines Häufchen, kaum beachtet, leicht zu übersehen? Wer würde auf uns schon hören, und außerdem: Wüssten wir denn irgendetwas besser? Wir sind schon ganz zufrieden, wenn sich ein paar verstreute Leute hin und wieder in der Kirche treffen, während Fußballspiele und Popkonzerte ganze Stadien füllen. Als Kirche scheinen wir doch ein eher ineffektiver Haufen zu sein. Und ich weiß auch nicht recht, ob wir uns das wünschen sollten, dass Sonntagmorgen sich in jeder Stadt Zehntausende versammelten. Würde es dann in der Welt besser werden?

Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Vertrauen und Glaube wachsen anders als mit großer öffentlicher Begeisterung. Gebet ist eine eher stille Angelegenheit. Für Liebe ist ein Blick in die Augen wichtiger als eine große Plakataktion. Und doch geht es mit Glaube und Liebe um die ganze Welt.

Als Jona durch Ninive zog, den Heiden predigend, war der König innerlich so bewegt, dass er sein Prunkgewand mit Sackleinen vertauschte. Zumindest für ein paar Tage.

Glaube braucht nicht nur Zeit, er braucht Zeiten. Ein Tag deiner Woche, sagt das Feiertagsgebot, das reicht hin. Und das Herz in mir, und da spreche ich nicht von der erstaunlich treuen

Blutpumpe, ist mit keinem MRT zu finden, so sehr ist es in mir verborgen.

Gott schreibt uns seine Worte ins Herz, so werden auch wir ein Brief für die Welt. Wir haben ihn nicht selbst geschrieben. Denn als Glaubende sind wir vor allem zunächst Empfangende.

„Nicht dass wir tüchtig sind von uns selber, uns etwas zuzurechnen als von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott, der uns auch tüchtig gemacht hat zu Dienern des neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes.“ Sagt der Heilige Apostel Paulus.

Um den Geist Gottes steht es anders als um eine Ideologie, oder wie man sagt, dass etwas im Geiste dieser oder jenen Sache geschehe. Zu Gott beten wir. Das ist eine ganz eigene Art zu reden und zu hören, weder Selbstgespräch noch eine Frage der Überzeugung. Von Gott lassen wir uns nicht überzeugen, wir vertrauen.

Gottesdienste und Predigten sind eine öffentliche Sache, aber in besonderem Sinn. Hier empfängt jeder - so er will und dafür bereit ist - Worte in sein Herz geschrieben, die ihm heilsam sind. Und lässt er sich von der Güte Gottes auf diese Weise anstecken, mag man an seiner Güte auch etwas davon ablesen. Und das muss stets neu beginnen. Es ist nicht so, dass wir einen Heiligenschein davon bekämen. Der war selbst bei Hieronymus oder Katharina auf den Heiligenbildern erst dann zu sehen, als sie schon lange nicht mehr auf Erden weilten. Und doch möge auch unser Leben sich – bildlich gesprochen – auf Goldgrund abspielen: Wir sind Kinder Gottes, bestimmt fürs Himmelreich.

Und wie sollte man sich als Himmelskind verhalten?

Auch hier ist die Frage wichtiger als eine Antwort, mit der wir nur wieder neu ins Schlingern geraten würden. Fröhlichkeit und Mut, Hoffnung und Vertrauen werden da zu unseren Ratgebern, und allem voran natürlich Liebe, von Güte und Wohlwollen getragen. Wie gerne würden wir vergeben und versöhnt miteinander leben! Reue und Änderung vorausgesetzt.

Liebe zeichnet aus, dass wir nicht nur aus eigener Position urteilen und die Welt wie aus dem ergonomisch perfekten Sessel heraus betrachten. Liebe braucht Berührung, Begegnung und

gewagte Worte und dass wir staunen, bewundern und Achtung kennen. Engagement und Interesse gehören zur Liebe, Verbundenheit, mitten drin sein in der Welt. Also nicht nur neben, sondern mit dem Nächsten leben, die Welt auch aus seinen Augen sehen. Ein Gefühl für seine eigene innere Gestalt gewinnen, ohne ein Gefühl der Besserwisserei.

Und das hat alles mit Christus zu tun. Denn mit ihm war und ist Gott mitten unter uns. Jesus war sich nicht zu schade, abends auch mal nicht zu wissen, wohin das Haupt zu legen. Und er hat gelitten, nicht nur am Kreuz, sondern auch am Elend seiner Nächsten. Er hat sich nicht über andere erhoben. Ihm gilt es nachzufolgen, also seien auch wir sanftmütig, barmherzig und gestehen unsere Bedürftigkeit ein! So preist uns Gott selig.

Um ein Wort aus den Seligpreisungen zu nehmen: „Barmherzigkeit“. Können wir noch den Wert dieses kostbaren Wortes für uns ermessen? Und bei alledem Fröhlichkeit uns bewahren, weil wir doch Gottes Kinder sind?

Der wissenschaftliche Kommunismus wusste so etwas nicht zu schätzen. Schwert und Schild der Partei war der Geheimdienst, der die Leute als Objekte betrachtete, denen es zu misstrauen galt und die man zu überwachen hatte im konspirativen Dienst an der Großen Sache. Diese Geheimdienstmenschen haben sich schwere seelische Schäden zugezogen. Putin ist immer noch Offizier seiner gruseligen Einbildungen.

Gott und der Glaube sind keine „Große Sache“, sondern da geht es um jeden Einzelnen und doch um alle Welt. Und nicht Misstrauen soll uns beherrschen. Wir sollen auch keine Massen überzeugen, auf unsere Seite ziehen. Wir sind Menschen, die stets nur wenige lieben können. Aber das ist mehr, als die halbe Welt zu umarmen. „Liebt einander, wie ich euch geliebt habe“, gab Jesus seinen Jüngern auf den Weg. Der einen Menschen liebt, ist moralisch nicht geringer als jemand, dem sie den wohlverdienten alternativen Nobelpreis verleihen. Darum übrigens verehrt man so sehr in weiten Teilen der Christenheit Maria, die Mutter Jesu. Sie hat nicht viel gesagt, was den Evangelisten wichtig genug gewesen wäre, aller Welt kund zu tun. Aber sie bewegte die Worte der Engel in sich. Und Jesus war ihr eigen Kind, das sie über alles liebte. Das ist genug fürs Himmelreich.

# Schwerter zu Pflugscharen

*Ps 85,9-14; Ps 126; Mi 4,1-5; Röm 8,18-25; Lk 17,20-24*

*EG (Evangelisches Gesangbuch) 426;*

*Werner Reiser: „Vom Engel, der nicht mitsingen wollte“*

Was für großartige Lesungen haben wir heute wieder einmal aus der Bibel, der uns Heiligen Schrift hören dürfen! Jeder Zeile gälte es nachzulauschen und ihre Worte in sich klingen zu lassen, sie sich zu Herzen zu nehmen gleich einer Köstlichkeit, einer hilfreichen Medizin.

Oder hören wir das alles etwa nur als historische Texte ferner Zeiten und Umstände, die uns kaum etwas angingen?

„Wort des lebendigen Gottes“ sagen wir in der Liturgie, und: „Dank sei Gott!“. Und es heißt: „Evangelium unseres Herrn Jesus Christus!“ Das Evangelium liegt nicht nur gleichgültig für jedermann herum, wie Dinge es tun. Es kommt sehr darauf an, wer das Evangelium wann wem verkündet und in welcher Weise wir seine Sätze aufnehmen, annehmen, in uns wirken lassen.

Es macht einen großer Unterschied aus, wer das zum Beispiel mit den „Schwertern zu Pflugscharen“ als Zitat aus dem Propheten Micha sagt. In den letzten Jahren der DDR hefteten sich das junge Leute als Aufnäher an ihre Parkas und bekamen deswegen Ärger mit der Polizei oder ihrer Ausbildungsleitung. Das kam in ihre Kaderakte und sei nicht gut für sie, meinten die Mächtigen. Man konnte das gar strafrechtlich auslegen als „staatsfeindliche Hetze“, wenn jemand das als Aufnäher öffentlich zur Schau trug.

Frieden soll werden, das sagt uns Gott. Frieden sollen wir Menschen einüben, nicht Krieg. Die Völker werden zum Haus des Gottes Jakobs gehen, um sich von ihm begehbar, gute Wege lehren zu lassen, auf denen wir dann gemeinsamen wandeln mögen. Wege gemeinsam zu suchen und zu beschreiten geht anders als Krieg, den man gegeneinander führt. Gott sagt das, und nicht irgendwelche Experten, wohlmeinende Ratgeber oder Dichter.

Der Historiker wendet sogleich ein: Ja, da hatte der Prophet Micha damals eine bestimmte Zeit und Umstände vor Augen. Uns

betrifft das gar nicht. Ihr verallgemeinert das alles immer nur mit eurem Glauben. Das mit dem Frieden sieht in jedem Jahrhundert freilich anders aus, er muss stets anders geschlossen werden, aber er muss angestrebt werden, so oder so. Es geht uns hier auch nicht um eine Zukunftsvision, wie den Kommunismus oder einen ewigen Frieden, ein Utopia der Zukunft. Wir planen keine Idealgemeinschaft. Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit sind nicht hier oder dort, dann erst und wenn alles andere vorbei sein wird. „Denn wie der Blitz aufblitzt und leuchtet von einem Ende des Himmels zum anderen, so wird der Menschensohn an seinem Tage sein. Zuvor aber muss er viel leiden und verworfen werden von seinem Geschlecht.“

Das Reich Gottes ist kraft der Auferstehung Christi mitten unter uns. Gott hat sich uns schon offenbart, in der Mitte der Zeiten, inmitten der Welt. Wir sollen lernen, Frieden zu stiften, besonders, wenn Menschen nichts Besseres einfällt, als Raketen abzuschießen und mit Drohnen Schrecken zu verbreiten, Bomben zu werfen oder sich als Terroristen ausbilden zu lassen.

Güte und Treue mögen immer wieder aufs Neue zueinander kommen. Gerechtigkeit schaut vom Himmel auf die Erde. Gottes Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden. Ehre wohne in allen Ländern, nicht Korruption, Armut und kalte Gleichgültigkeit, religiöse Ideologien oder eisige Kalkulation von Vorteil.

Bei so etwas mitzuspielen ist leicht. Allerdings führt das immer für irgendjemanden zum Verlieren. Wirklich gewinnen kann dabei niemand. Selbst wenn es ein Böser ohne Strafe bis aufs Sterbebett schaffen sollte, verliert er mit seinem törichtem und schädlichem Leben im Tod alles, was er sich teuer und auf Kosten seiner Nächsten ergaunert hatte. Wir aber dürfen erhoffen, uns dann in Gottes Armen betten zu dürfen: „Selig sind die Friedensstifter, sie werden Gottes Kinder heißen.“

Wir sind mit unserer Friedensbotschaft Träumer besonderer Art. Ein gewöhnlicher Träumer wiegt sich in Illusionen, wohin ihn Gedanken, Erinnerungen und Gefühle tragen. Im Psalter aber heißt es: Dann werden wir *sein* wie die Träumenden, wenn Gott uns Erfüllung schenkt. Dann wird es sein wie nach den großen Regenfällen: Die vertrockneten, darbenden Täler blühen auf und frischer Duft erfüllt die Luft.



Mit unserem Hoffen ergeht es uns nicht wie mit Idealträumen, sondern es ist Zusage: Da wird kein Volk mehr wider das andere das Schwert erheben, Fremde mit Bomben bedrohen und in Angst halten. Da will man nicht mehr seinen eigenen Willen oder Vorteil durchdrücken, da hören die Menschen aufeinander. Im Himmlischen Jerusalem hat niemand ein Gewehr im Schrank und es bedarf keiner Gesetze oder der Polizei.

Wagt unser Herz, sich an dieses Hoffen zu halten?

Das Lied aus dem Gesangbuch, das wir vorhin gesungen haben vom Wandeln im Licht, hatte ein Pastor unserer Heimatkirche gedichtet. Er hatte dabei den Stacheldraht der DDR-Grenze vorm inneren Auge, seine bitteren Erfahrungen als Soldat im Weltkrieg, den Vietnamkrieg seit 1955 und die bis heute bestehende Atomwaffenausrüstung. Was konnte schon ein Einzelnen groß daran ändern? Können wir überhaupt etwas am Weltenlauf ändern, ist die Idee vom Friedenstiften nur wieder so ein unerfüllbares Ideal?

Von Ewigkeit und unabänderlichen Gesetzen der Gesellschaft war im Ostblock die Rede, vom „Rad der Geschichte“ und dass kein Ochs und Esel den Sozialismus aufhalten würde, und zwar in genau der Weise, wie die allmächtige Partei ihn verstand und definierte. Gesellschaftswissenschaften sollten genauso exakt erscheinen wie Mathe und Physik. Da blieb nur Einsicht in die staatlich verordnete Notwendigkeit.

Dagegen dichtete Walter Schulz mit seinem Lied einfach mal an. Und er dachte sich nichts dafür aus, sondern hörte auf das, was auch wir heute als Gottes Wort in unserem Gottesdienst hören. Christus hat uns das Himmelreich schon ins Herz gegeben: „Wort des lebendigen Gottes. - Dank sei Gott.“

So dürfen wir auch in unseren Tagen hoffen, gegen alle Bomben und trüben Aussichten, selbst dann, wenn sich ein Gefühl von Aussichtslosigkeit und Angst breit macht wie finsterner Wolkenhimmel, der die Sonne mehr bedeckt als jede totale Sonnenfinsternis.

Frieden lernen sollen wir. Wie wird denn Frieden werden in der Ukraine, im Jemen, im Kongo, in Mozambique, in Israel/Palästina? Es gibt Institute, die haben sich

Friedensforschung auf die Fahnen geschrieben. Sie sind lächerlich klein und schwach gegenüber den großen und mächtigen Militärzentralen. Aber viele Parlamente in etlichen Ländern meinen es immerhin schon mal ernst, wenn sie ihre Armeen dazu verpflichten, nicht einfach irgendwo zu siegen und das eigene Land zu verteidigen, sondern auch anderswo zu deeskalieren, der verheerenden Kraft von wild gewordenen Militärs entgegenzuwirken.

Doch Bomben und Gewehre haben kurze Arme in Bezug auf den Frieden. Böses muss überwunden, aufgelöst, zersetzt werden. Lügen gehören aufgedeckt. Ungerechtigkeiten müssen zunächst einmal erkannt und benannt werden. Es gilt, scheinbar harmlose Gewohnheiten zu verändern. Man muss allerorten umdenken. Einzelne Dissidenten, Andersdenkende haben den Koloss Ostblock ausgehöhlt, entmachtet und die Mauer brüchig werden lassen.

Umdenken steht auch im Zentrum unserer Heiligen Schrift. Im Deutschen spricht man von Bekehrung als Übersetzung vom Griechischen *Metanoia*, Umkehr, Richtungswechsel. Das beginnt mit Einzelnen, in der Regel im Verborgenen, wenig spektakulär.

In Kirchenordnungen der Evangelischen Kirchen der Reformationszeit war zu lesen: Lass das mit der Bekehrung, dem Umdenken regelmäßig, Woche für Woche aufs Neue mit dir geschehen. Das hatte schon der Heilige Augustinus gelehrt: Umkehr ist tägliche Aufgabe. Wende dich Gott zu, wieder und wieder. Das ist etwas gründlich anderes als die von Mao Tse Tung geforderte Selbstkritik, die in Wahrheit Kontrolle bedeutete. Gott kontrolliert uns nicht, sein Wort stiftet Vertrauen und Freiheit. Sie sind Grundelemente echten Friedens. Frieden ist Wagnis. Das müssen wir mit Ermutigung und erfahrener Güte von Kindesbeinen an lernen.

Dazu gehört auch, was für Diktatoren eine unverzeihliche Schwäche bedeutet: Ich gebe Schuld zu und bitte um Vergebung. So etwas geht nur im Frieden, wo einer dem anderen so viel zutraut, dass er mir nicht einen Strick daraus dreht, sondern ernsthaft erwägen wird, mir zu vergeben.

Frieden ist verletzlich wie Liebe. Dennoch sind Frieden und Liebe stark wie der Tod.

Friede ist eine hochkomplexe, schwierige Angelegenheit, unplanbar, zugleich einfach, klar und gar nicht schwer. Oft kann man keinen Frieden machen, man muss ihn nur gelten lassen. Es geht auch nicht nur um ferne Zukunft. Er geschah einst bei Micha, er geschieht auch heute in allen Landen. Und wir können dankbar sein, wenn wir davon etwas erleben dürfen, und sei es in der Stunde eines schönen Gottesdienstes, wo wir miteinander einfach mal singen, als wären wir schon in der Vorhalle des Himmels angekommen.

Werner Reiser hat einmal eine kleine Weihnachtsgeschichte geschrieben „Vom Engel, der nicht mitsingen wollte“:

Im großen Himmelschor brach einmal der großartige Gesang zusammen. Schweigen breitete sich aus, weil *ein* kleiner Engel verstummte. Zur Rechenschaft gefordert, sagte er: „Ich kann doch nicht singen angesichts des Elends in der Welt! Dann wird doch der ganze Jubel zur Lüge, Illusion, zum frommen Getue!“

„Gut,“ sagte ihm daraufhin der große Erzengel, dem aufgetragen war, den himmlischen Gesang an jenem Tage anzustimmen. „Dann entferne dich jetzt gleich aus unseren Reihen. Aber du darfst als Engel nicht tatenlos bleiben. Gehe in die Länder und hilf den Menschen seufzen.“

Paulus schreibt an die Gemeinde in Rom, die sich Unverständnis und Verfolgung ausgesetzt sah:

„Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet. Auch wir selbst seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung.“

Also: „Kommt herbei, lasst uns wandeln im Lichte des Herrn!“

Ist das nicht eine wunderbare Aufgabe? Der kleine Engel, der nicht im strahlenden Himmelschor mitsingen wollte, hatte es nicht leicht auf Erden. Doch er gab Hoffnung in das Seufzen der Menschen, die er unerkannt besuchte.

„Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen und niemand wird sie schrecken.“

So groß und gewaltig ist dieses Ziel im Grunde also nicht, oder? Nicht größer als die Bitte um das täglich Brot. Im Paradies hatten Eva und Adam nicht mal ein Haus, und doch zweifelt niemand daran, dass sie glücklich miteinander waren. Einfach so. Sie lebten im völligen Vertrauen, bis die clevere Schlange ihnen mit falschen Versprechungen riet, genau dieses zu zerbrechen und Gottes Gebot einfach mal zu missachten. Wie dumm!

## Gottes Ewigkeit

*Ps 126; Jes 65,17-19; Koh 3; Mt 25,1-13*

*EG 147*

„Freuet euch und seid fröhlich immerdar über das, was ich schaffe, spricht der Herr, denn siehe, ich erschaffe Jerusalem zur Wonne und sein Volk zur Freude.“ So haben wir es in der alttestamentlichen Lesung gehört. Wenn wir Abschied nehmen, in Trauer sind, dann fällt es uns schwer, das so zu sehen. Oder auch nicht, denn Trauer heißt, wir beklagen einen Verlust: Es war schön. Wir haben uns miteinander gefreut.

Alles hat seine Zeit, seine Stunde, sagt der Prediger Salomo. Weinen hat seine Zeit, Lachen hat seine Zeit. Gemeinhin liest man diese Verse im tragischen Sinn, als Vergänglichkeit beklagende Zeilen. Aber man kann es auch anders sehen. Alles hat seine Zeit: Das Weinen muss aufhören, es wird auch eine Zeit des Lachens geben. Das Zerstören hat sein Ende, es wird wieder aufgebaut werden. Kein Elend ist endlos. Und alles Gute hat seine besondere, ihm jeweils eigene Art von Zeit.

Im Psalm haben wir gehört: Da wird unser Mund voll Lachens sein. Die trockenen Bachtäler werden sich wieder mit Leben füllen. Vom Strom des Lebens sprechen wir. Dann blüht und grünt

es wieder. Und kraft des Wassers, das vom Himmel kommen wird, füllen sich dann auch neue Früchte. Hier auf Kreta haben wir das Bild vor Augen: Viele Monate lang sind die Flusstäler knochentrocken, und dann verwandelt sich das Bild in wenigen Wochen.

Wir dürfen in Hoffnung leben. Arm ist nicht nur der, der im Mangel lebt. Arm in einem tieferen Sinn ist der ohne Hoffnung, an dem Freude und Erfüllung einfach nur vorüber läuft, und er hat es nicht wahrgenommen.

Eine Blume kann man betrachten oder an ihr achtlos vorübergehen. Der Mensch will, muss beachtet, geliebt werden. Sonst vermag er selbst auch nicht recht zu lieben und seinen Nächsten zu achten.

Bei dem Guten, der Güte kommt es nicht auf die Menge an. Da lässt sich nichts anhäufen. Liebe geschieht stets in der Zeit, sie ist ein Ereignis, und Zeit kann man nicht sammeln. Ich kann zwar Schätze horten, doch nur, wenn ich mir Zeit für das Besondere nehme, ist es mir auch wirklich etwas wert. Sonst ist es nur die Höhle des Ali Baba, wo die Schätze im Dunkel einen dummen Haufen bildet, der vor sich sinnlos dahin modert. Räuber mögen ja gerissen sein, in der Regel ist ihr Herz jedoch stohdumm. Klug und weise ist, der sich Stück für Stück davon heraus ans Licht holt, immer ein wenig, so als würde er sich die Dinge für und für stehlen, ohne alle Eile. Das trifft auch für unser Miteinander zu. Wir brauchen Zeit füreinander, sonst verlieren wir letztlich auch uns selbst.

Die Armut von Ali Baba ist vorüber, er hat nun, was zuvor niemandem gehörte, indem er sich Stück für Stück aus dem große Haufen wählt. Die dummen Räuber bemerkten im Märchen gar nicht, dass ihnen etwas fehlte. Der reiche Bruder in seiner Raffgier machte sich selbst das Glück zunichte, weil er nicht genug bekommen konnte.

Unser Leben hat seine Zeit. Liebe hat ihre besondere, unverwechselbare Zeit.

Als Gott sich uns Menschen zeigte, war das kein Megaevent. Im Verborgenen wurde er geboren, bei Ochs und Esel in geborgter Herberge. Zwar hörten hin und wieder auch mal ein paar mehr

Leute ihm zu, aber ein Superstar war Jesus nicht. Und seine letzten Stunden geschahen in schrecklichem Leid. Scheitern und Zerschellen bekam er zu spüren.

Die Ewigkeit, auf die wir hoffen, ist Erlösung nicht so sehr von der Vergänglichkeit, sondern Vollendung des Guten. Sie ist nicht ein Erstarren im Glück, sondern Lebendigkeit. Wir hoffen nicht auf Friedhofsruhe, sondern auf das ewige Leben.

Die Bibel, die in Bildern zu reden gewohnt ist, spricht darum nicht von einem spirituellen Sternenheer oder einem verklärten Nichts, in das wir fallen würden. Sie erzählt von einer wunderbaren Stadt, in der wir einander begegnen, Gott mitten unter uns.

Kunst, die von Herrlichkeit erzählt, vermag uns mit ihren Bildern und ihrer besonderen Art von Perfektion etwas vom Wesen dieser Hoffnung und des Glaubens lehren. Da ist zunächst Musik, und ich spreche nicht von dem tickenden Rauschen, mit dem Unterhaltungsmusik einen einlullen mag, oder wie man Dokumentarfilme mit eintöniger Musik unterlegt, weil man meint, der moderne Zuschauer wolle keine Stille ertragen. Ich spreche von den großen Meistern der Musik.

Wertvolle Musik lebt nicht nur von den Tönen selbst, sondern auch davon, dass sie gerade nicht klingen. Es geht stets um eine bestimmte Auswahl der Töne, die jetzt für eine ganz bestimmte Zeit zu hören sind, oft nur für einen Bruchteil einer Sekunde. Perfektion entsteht auch durch Weglassen und beruht auf Vergänglichkeit. So singt es bei Johann Sebastian Bach: „Wachet auf, ruft uns die Stimme! Der Wächter sehr hoch auf der Zinne!“ Und wir lauschen still gebannt und werden Teil dieses wunderbaren Chorals, der von der Ewigkeit singt.

Glaube gehört gesungen. Das ist keine bloße Lobhudelei für Gott: Let us praise the Lord! Musik vermag, die Seele zu erfüllen, doch nur, wenn wir uns ihr zuwenden und anderem in der Zeit abwenden. So ist es auch mit unseren Gottesdiensten: Sie sind wie aus der Welt, aus der Zeit herausgenommen.

Oder nehmen wir Malerei: Es ist schwer, etwas wirklich gut abzumalen. Aber mit dem Kopieren von Wirklichkeit ist es noch nicht getan. Auch die Fotos, von denen zur Zeit jeden Moment

Millionen geschossen werden, sind nur dann wirklich gut, wenn sie einen ganz bestimmten Ausschnitt wiedergeben, einen Moment einfangen, der unsere Sinne anspricht. Gut ist auch an den Fotos, dass sie vieles nicht anzeigen. Ein Kunstwerk ist so gemalt, dass man seiner nicht überdrüssig wird. Man mag es immer wieder anschauen. Da geschieht etwas in einem Bild, in seinem imaginären Raum. Unsere Blicke gehen wieder und wieder spazieren zwischen Farben, Formen, Licht und Schatten. Bilder können sein wie ein Park, in dem das Herz umherwandern kann. Es wächst einem darin etwas zu, immer wieder aufs Neue. Das ist auch das Wesen von Herrlichkeit. So ist auch unser Glaube, sind unsere Gottesdienste immer gleich, und doch nicht auszuschöpfen.

Künste sind aus Religion geboren. Und wenn sie diese Tiefe ganz von sich tun, mit den Fragen nach dem Sinn von allem, dem Nachsinnen von Leben, dem Ertasten der Grenzen unseres Miteinanders, dann wird daraus jenes oberflächliche Geplänkel, das nur noch ein Rauschen ist. Das mag uns zwar gefangen nehmen, aber es erfüllt uns nicht. Da schwimmen wir nur mit wie Treibholz auf dem Strom.

Man sieht es unseren schlichten Gottesdiensten vielleicht nicht an, aber wir schauen hier auf das Unsichtbare im Glauben, über die Grenze von allem hinweg, auch über die Grenze des Todes.

Die orthodoxe Liturgie versucht, im alten Reichtum zu verharren, ihn sich immer wieder neu zu erschließen und ja nichts daran zu ändern. Ich kann Priester gut verstehen, wenn sie die alten Texte voller geistlichem Reichtum gern inmitten von Ikonen unter vielfarbigem Gewölbe mit seiner eigenen Stimme erklingen lassen, und so vom Himmel träumen: Dann werden wir sein wie die Träumenden, sagt der Psalm. Das ist Erleben von Verheißung.

Richard Wagner hatte mit seiner Oper „Parsifal“ versucht, ein quasi religiöses Gesamtkunstwerk zu schaffen, ein „Bühnenweihfestspiel“, inszenierte Religion. Doch Gott lässt sich nicht auf die Bühne bringen, man kann seine Gegenwart nicht beschwören. Wir beschwören hier nicht Gottes Gegenwart, produzieren keine frommen Gefühle. Wir versammeln uns in aller Schlichtheit im Namen Christi, und er ist mitten unter uns. Und es kommt auf jeden Einzelnen von uns an. Hier gibt es nicht Schauspieler und Zuschauer, Darsteller und Konsumenten. Im

Abendmahl trete jede, jeder vor Gott hin. Wir sind miteinander Liturgen, darum ist es gleichgültig, wie viele wir sind. Die Kirche stehe nicht nur in Dorf und Stadt herum, sondern ich gehe hinein, nehme mir Zeit in ihr, möglichst mit anderen zusammen und gebe dem Glauben Raum und Zeit in meinem Leben, empfangen diese besondere Zeit, diesen Raum wie außerhalb der Welt.

Es ist jammerschade, dass hier und anderswo wegen der dummen Diebe und anderer Banausen die allermeisten Kirchen ständig abgeschlossen sind. Ich mag diese neuen Plastiktüren mit den Sicherheitsschlössern nicht mehr sehen, sie stimmen mich traurig. Die Türen des Himmlischen Jerusalems dagegen stehen Tag und Nacht offen, so lesen wir in der Offenbarung.

Die Geschichte von den klugen und törichten Jungfrauen ist auch ein Gleichnis von unserer Zeit. Die Brautjungfern mussten warten können auf die rechte Zeit, und die hatten sie nicht in der Hand. Der Bräutigam blieb lange aus, zu lange für die törichten Brautjungfern. Sie hatten keine Geduld. Sie konnten nicht aus ihrer Hoffnung schöpfen. Der Bräutigam kam nicht nach Plan.

Unsere Lebenszeit liegt nur zum geringen Teil in unseren eigenen Händen. Wir warten aufeinander. Wir brauchen Hoffnung, auf die man im Zeitalter des Planens meint verzichten zu können. Sicherheit ersetzt keine Liebe, Wissen nicht Glauben und Vertrauen. So ist es eben mit der Liebe, singt das Hohelied unserer Bibel: Weckt sie nicht, bis sie sich von selbst regt, bis es ihr selbst gefällt. Ewigkeit muss man sich schenken lassen, besonders die, die in den Momenten von Liebe zu finden ist.

Niemand weiß zu sagen, wie das mit der Ewigkeit sei, von der unsere Heilige Schrift singt. Unser Leben gleiche ja der Blüte der Blumen, weht der trockene Wind darüber, ist sie dahin. Sie schaut zwar aus, als bewege sie sich nicht, aber Zeitrafferaufnahmen zeigen: Auch Blumen und Bäume haben ihre Zeit, sie leben nur in unglaublicher Langsamkeit, ganz anders als die unruhigen Insekten, die sie umflattern.

Die Ewigkeit Gottes ist keine andere Zeit. Sie ist auch kein Stillhalten, Einfrieren der Zeit. In ihr kommen die Zeiten zum Ziel. Das übersteigt alle Vorstellungskraft. Aber in Liebe, Glaube und Hoffnung berührt Vollendung schon mal unser Herz, in



kostbaren Momenten, kurzen Zeiten. Ewigkeit, von der wir hier zu singen wagen, ist Zeit, die keine Uhr messen kann, sie ist im wahrsten Sinn des Wortes unermesslich, und doch begegnen wir ihr in Momenten, Zeitausschnitten wie unseren Gottesdiensten.

Wie könnten wir reicher sein, als dann, wenn wir uns der Herrlichkeit Gottes zuwenden?

## Advent

Ps 24,1-10; Sach 9,9f.; Röm 13,8-12; Mt 21,1-11  
EG 1; EG 17; „Maria durch ein Dornwald ging“

Mit dem heutigen Sonntag beginnt für uns das neue Kirchenjahr: Christus zieht ein in Jerusalem. Und damit ist nicht nur an die Geschichte gedacht, die wir als Evangelium gehört haben. Jesus ritt nicht nur einmal vor vielen, vielen Jahren östlich des Mittelmeers auf einem Esel vor den verwunderten Blicken der Menschen in ihre Stadt hinein. Gott kommt auf die Erde, wieder und wieder. Auch wir empfangen ihn. Darum feiern wir hier heute Gottesdienst, denn im Glauben berühre Gott unser Herz. Auch geht es um die weite Welt, in der sich dringend so viel ändern muss. Und es geht um das Himmlische Jerusalem, den ewigen Frieden, die Erlösung aller Welt im Himmelreich. In der Kirche, in unseren Gottesdiensten spiegelt sich A und O von allem, das Leben in seiner ganzen Tiefe leuchtet hier und jetzt auf, wenn wir singen und beten, auf Gottes Wort lauschen und an seinen Tisch treten.

Wir kennen die orthodoxen Kirchen mit ihren Ikonostasen, der Ikonenwand mit der Tür in der Mitte. In der Liturgie spricht man dort vom großen Einzug, wenn sich der Vorhang auftut und sich symbolisch der Himmel den Gläubigen öffnet.

„Seht, die gute Zeit ist nah, Gott kommt auf die Erde, kommt, dass Friede werde! Freut euch auf die Stunde!“

Diese Verheißung feiern wir im Advent. Es möge eine Fastenzeit sein, wie immer vor den großen Festen, aber eine Zeit, in der nicht

Trauer, sondern Vorfreude regiere. So, wie wenn man auf etwas hin hungert, in Erwartung lebt. Das ist eine Seite unseres Glaubens: die Erwartung des Herzens, Hoffen.

„Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit!“

Im Psalm haben wir gefragt: „Und wer ist der König der Ehre? Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr, mächtig im Streit!“

Es geht also nicht nur um ein wenig Weihnachtsseligkeit, eine hübsche Zeit der Besinnlichkeit, die uns ablenke von der zum Teil garstigen und grausigen Wirklichkeit unserer Tage. Es geht um echten Frieden, und der sollte in die Herzen möglichst aller Menschen einziehen. Nicht nur Waffen sollen schweigen, sondern Frieden muss in die Häuser, Dörfer, Städte, Länder Erdteile einziehen. Er muss in den Menschen Wurzeln schlagen. Der Friede Gottes möge eine Kraft in uns sein, eine Himmelsmacht. Wir warten mit der Siegesfeier nicht, bis alles vorbei sein wird. Wir singen und beten auch jetzt schon gegen die Welt an, wollen nicht dies oder jenes, sondern die Menschen mögen sich füreinander gewinnen, und so stellen wir denn hier unsere gewagten Forderungen auf:

Frieden an allen Orten. Gerechtigkeit. Güte und Recht. Eine verantwortliche Haushalterschaft für die Natur.

Und das alles auch – wo es sein muss – gegen eigene Interessen.

„All unsre Not zum End er bringt, derhalben jauchzt, mit Freuden singt! ... Er ist die rechte Freudensonn, bringt mit sich lauter Freud und Sonn.“

So kommt Gott zu uns in die bunte, schillernde Welt.

Und dafür muss die Sünde weichen, unbedingt, zuallererst aus unseren eigenen Herzen. Wir müssen Sünde als eine solche erkennen, benennen, Schuld auch eingestehen. Gott, vor dem sich niemand verstecken kann, vergibt uns! Er sieht uns als seine Kinder an, denen er vergeben möchte, denn er sehnt sich nach Versöhnung der Menschen untereinander. Der Wille des Schöpfers ist nicht der Plan eines Uhrmachers, kein ausgeklügeltes Expertenprojekt, sondern Liebe. Das wagen wir als Kirche zu glauben! Wir alle sollen jedermann Gutes gönnen und wünschen, einander lieben. Freundlichkeit soll sich ausbreiten, wie das Licht

am Morgen das schöne Kreta wieder aus der Finsternis hervorscheinen lässt.

Also, liebe Tochter Zion, Jerusalem, und das wir: Freue dich!

„Dein König kommt zu dir, ja, er kommt, der Friedefürst!“

Wir wissen freilich nicht mehr so recht, was ein König seinem Volk ist. Mit unserem Himmelskönig verhält es sich nicht so, wie mit einem großen Nationalstar des britischen Königshauses. Mit der Kirche ist es ja auch nicht so wie mit einem Staat mit Polizei, Parteien, Projekten und Gericht. Gott ist König auf völlig andere Art. Er regiert mit Liebe, „sein Zepter ist Barmherzigkeit, all unsre Not zum End er bringt.“ Sacharja sagt: „Dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm und reitet auf einem Esel.“

Gott besucht uns, ist uns Gast, und wir sind ihm im besten Fall gute Kinder, die tun, was er uns zu tun heißt. Sein Gebot gereicht uns miteinander zum Heil.

In unserer rechnenden Welt kennen, gebrauchen wir das Wort Gnade kaum noch. Es ist uns zum Fremdwort geworden. Überhaupt: Unsere Gottesdienste, unser Glaube, das scheint nicht mehr in unsere moderne Welt zu passen. Es ist, als würde man alles, was da draußen geschieht, hier wie auf den Kopf stellen. Oder rücken wir mit unserem so anderen Ansatz die aus ihren Fugen geratene Welt wieder zurecht?

„Seid einander nichts schuldig, außer, dass ihr einander liebt.“ So funktioniert die Welt doch nicht mit ihren Börsen, Interessensphären, EU-Außengrenzen, Wirtschaftsmechanismen. „Seid einander nichts schuldig, außer, dass ihr einander liebt.“

„Lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichtes.“ So schreibt Paulus, und der Geist Gottes spricht aus ihm. Waffen des Lichtes? Das sind nicht Scheinwerfer oder perfekte Bildschirme der virtuellen Zauberwelt, sondern die Feuerkraft der Kerze, wenn ihr sanftes Licht Menschen zueinander bringt und uns das Herz erfüllt. Es geht uns hier um wirkliche Gegenwart miteinander, wo wir die Gegenwart unseres Nächsten fühlen können, auf dass wir uns in Liebe und Güte üben. Das beginnen wir in Zeiten vollendeter Täuschungen und Illusionen vielleicht erst wieder neu zu begreifen und zu schätzen.

Wie empfangen wir einander? Und wie empfangen wir unseren Gott? „Mein Herze soll dir grünen,“ haben wir gesungen. Das ist ein schönes Bild: „Mein Herze soll dir grünen.“ „Meinen Sinn will ich ermuntern.“

In der Kirche ist von Seelsorge die Rede: Die mächtigste Seelsorge geschieht im Gottesdienst! Das unterscheidet ja den Seelsorger vom Psychologen, dass er mit Gottes Wort trösten kann. Dafür sind unsere Gottesdienste da, dass wir in Gottes Wort Trost finden, so sehr, dass wir trotz aller Not miteinander wie am Straßenrand zum Himmlischen Jerusalem stehen, Palmwedel in der Hand und Gott begrüßen, der zu uns kommt. Und wir singen „Hosianna!“ Und das heißt nicht etwa: „Praise the Lord!“, sondern das Wort heißt übersetzt: „Herr, hilf.“ Aber wir singen das! Wir jammern und klagen nicht nur, wir singen; Herr, hilf! Denn wir tragen in uns die Gewissheit, dass Gott das tun wird. Denn er kommt! Das ist wieder bildlich gesprochen, denn unser Glaube lebt vor allem in Bildern und weit weniger in Argumenten und logischen Aussagen.

„Es kommt ein Schiff geladen, bis an sein höchsten Bord, trägt Gottes Sohn voll Gnaden, des Vaters ewigs Wort.“ Gottsohn als kleines Kind im großen Schiff, Jesus in der Futterkrippe irgendwo in einem halb verlassenen Dorf, aber es bedeutet alle Welt. Damit ist das Schiff beladen bis an die Grenzen seiner Kapazität, und nicht mit Containerlasten aus Fernost. Das kleine Fischerboot mit den ängstlichen Jüngern an Bord ist gewichtiger als unsere Handelstanker. Unser Herz erfüllt sich nicht mit vielen Dingen, sondern mit dem Blick dessen, der mich liebt, den ich liebe. Wer könnte auch die Fülle des Gotteswortes fassen, das vielen nur unbedeutend und armselig erscheint?

Gott spricht zu mir, kann ich das fassen? „Das Schiff geht still im Triebe, es trägt ein teure Last. Das Segel ist die Liebe, der Heilig Geist der Mast. Der Anker haft auf Erden, da ist das Schiff an Land. Das Wort will Fleisch uns werden, der Sohn ist uns gesandt.“

Mit diesen wenigen Liedworten ist unser ganzer Glaube gesagt, in ein Bild gebracht. Gott wohnt nicht hinter der Unendlichkeit, sondern kommt zu uns, zu dir und mir. Und sein Geschenk ist mein Heil, unser Friede. Liebe, wie wir sie in einer Ehe oder als

Familie, unter Freunden erleben dürfen, soll Herrschaft in aller Welt gewinnen und dafür sorgen, dass die mächtigen Waffensysteme unbeachtet irgendwo verrostet dürfen und alle unrechte Gewalt gleich einem Kartenhaus in sich zusammenfällt.

„Nun jauchzet, all ihr Frommen zu dieser Gnadenzeit, weil unser Heil ist kommen, der Herr der Herrlichkeit, zwar ohne stolze Pracht, doch mächtig zu verheeren und gänzlich zu zerstören des Teufels Reich und Macht.“ So etwas geschieht nicht mit Kampfdrohnen, dieser fliegenden, todbringenden Künstlichen Intelligenz, sondern subversiv mit Liedern und gewagtem Glauben und Vertrauen.

Und dann feiern wir Abendmahl: Gott ist nun schon mal mitten unter uns. Er lädt uns an seinen Tisch. In Holland wird in den reformierten Kirchen dann dafür immer ein großer Tisch hereingetragen. In den orthodoxen Kirchen sind es ganz kleine Tische hinter der Ikonostase, da passten höchstens zwei, drei Leute herum. Aber in Wahrheit ist der Abendmahlstisch so groß, dass alle Menschheit sich darum versammeln kann. Und das tut die Christenheit auch tatsächlich, doch stets so, dass man dabei einander, seinen Nächsten nicht aus den Augen verliert. Unsere Gottesdienste sind keine Massenveranstaltungen. Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst. So baut sich eine gute Gesellschaft auf, von unten, nicht von oben, mit gutem Willen, nicht nach Plan.

Also „machen wir nun dem Herrn den Weg bereit, wir sagen euch an den lieben Advent.“ So singen wir es uns einander zu. Eine Kerze nach der anderen wird in der Adventszeit entzündet: Das Licht der Güte soll zunehmen, wie die Pflanzenwelt nach dem großen Regen wieder zu wachsen beginnen wird. Allmählich, still, aber mächtig.

„Wir sagen euch an den lieben Advent“? „Das ist angesagt!“ So spricht der Slang und meint: Das ist toll, das wollen jetzt alle. Den lieben Advent ansagen, bedeutet hier jedoch deutlich verhaltener: Beginne damit. Halte Gottes Wort der Welt entgegen, nicht mit riesigen Transparenten, sondern mit Liedern und Gottesdiensten, die von Gelassenheit getragen werden.

Der Advent ist nicht da, wie ein Haus herumsteht. Er muss sich mit mir ereignen, er ist ein Geschehen, das nur in Gang kommt,

wenn wir darin tätig werden. Eine Kerze will entzündet, ein Lied gesungen, das große Schenken vorbereitet werden. Man muss lauschen, zuhören, innere Veränderung wagen. Gott erwartet, dass wir uns aufeinander einlassen. Und so singt das Lied vom angesagten Advent: „So nehmt euch eins um das andere an, wie auch der Herr an uns getan“, und: „Nun tragt eurer Güte hellen Schein weit in die dunkle Welt hinein!“

Und so gehen wir dann schließlich wieder einmal mit dem Segen Gottes im Herzen heim, leben unser Leben, aber mit Trost im Herzen, Hoffnung und den Willen zum Guten in der Seele. Dem Pflänzchen der guten Seele in uns haben wir wieder etwas Wasser zukommen lassen.

Am Ende unseres Gottesdienstes heute werden wir dann schließlich noch das schöne Marienlied hören:

„Maria durch ein'n Dornwald ging...“

Das ist eine alte Legende. Die schwangere Maria besuchte ihre Cousine Elisabeth. Auch sie war schwanger. Und sie ging zu ihr über'n Berg, wie wir uns das hier auf Kreta gut vorstellen können. Ein steiler Pfad mit Stock und Stein, links und rechts dorniges Gestrüpp. Die Blütezeit der Rosen ist Ende Dezember vorüber, es ist kalt und windig, vielleicht wird es gleich einen Regenschauer geben. Doch da beginnen unversehens Rosen um Maria herum zu blühen. Das zu erzählen ist, wie einem Märchen zu lauschen, das gibt es in Wirklichkeit ja gar nicht. Aber Märchen und Legenden erzählen auf andere Weise von unserer Wirklichkeit. Da geht es um Hoffnung und Liebe, Güte und Gerechtigkeit. Die sind auch wirklich, aber auf andere Weise als Stock und Stein. Glaubende sind, die auf das Unsichtbare schauen. Da geschehen Wunder auf andere Weise, als es Zauberkünstler, die großen Illusionisten einem vorführen.

In unseren Gottesdienste mit ihren Liedern und Lesungen geht es nicht um schöne Fantasien, sondern wir klopfen an den Rand allen Seins. Wir fragen nach dem, der alle Welt erschuf: „Den aller Welt Kreis nie beschloss, der liegt in Marien Schoß; er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein. Kyrieleis.“

Doch das ist schon Weihnachten, und das ist eine andere Geschichte, die soll ein andermal erzählt werden, aber bald, in nur

ein paar Wochen. Und da sollten wir unbedingt wieder zueinander kommen, hier oder dort, um miteinander zu singen und unsere Kerzen in der Dunkelheit leuchten zu lassen.

## Liebe Gott von ganzem Herzen

*Hld 2,8-13;*

*EG 11*

Was war denn das für eine alttestamentliche Lesung? Was hat Liebeslyrik in der Bibel zu suchen?

Das haben sich hochgelehrte Männer in vergangenen Jahrhunderten oft gefragt. Bei dem Hohelied des Alten Testaments handelt es sich um uralte Liebeslyrik, vielleicht kommt es gar aus dem Kulturbereich des Harems von König David? Lest ruhig einmal die paar Seiten in der Bibel, die wir das Hohelied nennen, gleich nach den Psalmen findet sich der Text. Es sind aneinandergereihte kleine Liebesgedichte. Liest man sie langsam genug, erspürt man auch die Erotik darin. Dieser Text hat sich offensichtlich in der Bibel verlaufen. Und spätere Generationen haben dann die Gottesliebe nur hineingelesen und hineingedeutet und gar davon gesprochen, der Heilige Geist habe damit etwas zu tun. Wir aufgeklärten und historisch einigermaßen gebildeten Menschen wissen halt Bescheid. Wir können das erklären, diesen Teil der Bibel müssen wir nicht ernst nehmen.

Oder doch? Ist Gott nicht Liebe? Und wie deuten wir diese Aussage, entfalten, verstehen wir sie? Mit Definitionen über das Wesen Gottes oder: Frag mal die Philosophenmaus? Liebe ist eine überaus menschliche Angelegenheit, sie hat viel mit Fleisch und Blut und realem Leben zu tun. Und sie ist kostbarstes Talent. In einer alten Kirchenordnung habe ich gelesen, Gott hat den Menschen als Frau und Mann geschaffen, weil er will, dass wir lieben lernen. Das mit dem Hohelied in der Bibel war kein Versehen, keine Übertreibung. Irdische Liebe erweist uns, dass wir zum Bild Gottes erschaffen sind. Gott selbst ist menschengeboren,

wie wir zur Weihnacht singen. Wir können den Nächsten, den Anderen lieben, doch zuallererst erfahren wir sie, vom ersten Tag in den Armen der Mutter an.

„Da ist die Stimme meines Freundes! Siehe, er kommt und hüpf über die Berge und springt über die Hügel! Mein Freund gleicht einer Gazelle oder einem jungen Hirsch.“ So lautet unsere Prosaübersetzung aus dem Hohelied und hat immer noch Poesie genug. Natürlich dürfen wir das nicht sachlich-wörtlich nehmen. Das wäre lächerlich. Was da wirklich hüpf, ist eher das Herz der Sängerin. Sie ist verliebt, ganz und gar selbst Gesang geworden.

Man kann freilich sogleich zu deuten anfangen: Der Bräutigam, das ist Christus, die Braut der Glaubende oder die Gemeinde. Doch das kann leicht ins stroherne Verstehen abrutschen, wenn wir das nur als poetische Übertreibung lesen. Es geht in unserem Glauben um echte Liebe. So das Gebot aller Gebote: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst. Wir sind hier kein Weltanschauungsverein. Wir versammeln uns an der Quelle von Liebe und Güte. Von da her sind alle Glaubenserklärungen zu verstehen und nicht umgekehrt. Unser Gottesdienst ist keine praktische Anwendung theologischer, theoretischer Grundsätze.

„Wie soll ich dich empfangen, und wie begegn ich dir, o aller Welt Verlangen, o meiner Seele Zier?“ So hat Paul Gerhardt gedichtet, der größte unter den deutschsprachigen Kirchenlieddichtern. Und zu Weihnachten wird es noch liebevoller klingen, wenn wir mit seinen Worten singen: „Ich steh an deiner Krippe hier,... Nimm hin, es ist mein Geist und Sinn, Herz, Mut, nimm alles hin und lass dir's wohlgefallen. ... Nehmt weg das Stroh, nehmt weg das Heu, ich will mir Blumen holen, dass meines Heilands Lager sei auf lieblichen Viole.“

Liebe, die im Glauben spricht, ist aber nicht nur ein Anhimmeln. In unserem Abschnitt heißt es dann: „Mein Freund antwortet mir und spricht zu mir: Steh auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm her!“ Ist da am Ende auch von uns die Rede?

Liebe ist eine kostbare, sensible Angelegenheit. Da legt man sein Herz bloß, macht sich empfindlich, angreifbar. Und es gibt eine Menge billigerer Ersatzangebote, zum Beispiel Kitsch, Schwelgen in gemachten Gefühlen, aufgesetzte, aufgewärmte Frömmigkeit.



Wir kennen Phrasen und nackte Logik anstelle von Glauben, der im Herzen wurzelt.

Ich habe nicht Kunst studiert und bin auch kein Künstler. Aber Künstler haben mir als Jugendlichen die Augen geöffnet. Da war unter anderem ein Grafiker, der hat ein bis zwei Stunden lang mit mir Grafiken von ihm in die Hände genommen und damit mich in eine Wunderwelt geführt, die mir bis dahin zwar nicht unbekannt, aber unerschlossen war. Und dann – wie mit einem Mal - konnte ich Schönheiten wahrnehmen, an denen ich zuvor relativ unbeeindruckt vorüber gegangen war. So verhält es sich auch mit Musik, mit vielem. Man kann durch einen Blumengarten stolpern oder hindurch rennen und hat kaum etwas wahrgenommen. Oder man sieht halt genauer hin, entdeckt die Schönheit, und dann kann sie mein Herz auch berühren. Schönheit muss einem auch aufgeschlossen werden, und auch dafür sind unsere Gottesdienste da. Sie öffnen unsere Herzen der Herrlichkeit Gottes mit Evangelium, Gesang und Sakrament.

So ist es mit uns Menschen. Wir sehen einander und halten uns auf gebührendem Abstand und das ist gut so. Wirkliche Höflichkeit ist ja eine gute Ordnung, die uns vor Chaos, zu großer Nähe schützt und von Respekt getragen ist. Aber da ist dann eine, der blickt man anders in die Augen, und von ihr werde ich auch ganz anders wahrgenommen. Und dann wird Hochzeit gefeiert, und in diesem Nest gedeihen Kinder am besten. „Die Blumen sind hervorgekommen im Lande“, heißt es dazu in unserem Abschnitt aus dem Hohelied.

„Wie soll ich dich empfangen, und wie begegn ich dir, o aller Welt Verlangen, o meiner Seele Zier?“ Advent ist, auf Gott wie ein Verliebter auf seine Braut zu warten. Diese Zeit hat übrigens auch aus unserem Text ihren Namen erhalten: „Siehe, er kommt!“ Auf Latein: „advenit“.

Gott lieben? Sein Wort erwartungsvoll wahrnehmen? Es gehört jedenfalls nicht in die Kategorie: Hab ich schon gesehen, gelesen, kenne ich. Die Bibel ist nicht nur ein Schatz, eine Quelle alter Weisheit, da muss Gott auch wieder und wieder zu mir sprechen. Darum feiern wir Gottesdienste und geben nicht nur Leseempfehlungen aus. Wir sind kein religiöser Bildungsclub.

„Und hätte ich Glauben, der Berge versetzen könnte, wüsste alle Geheimnisse und hätte ich der Liebe nicht, so wäre ich nichts“, sagt der Apostel. Es gilt, mit Gott, ihm gegenüber sein Leben zu führen. Er ist hier in uns, uns gegenwärtig. Im Psalm 1 steht nicht: Wer alle Gebote Gottes auswendig weiß und theologisch hoch gebildet ist, der weiß, was die Welt im Innersten zusammenhält, der ist wie ein Baum am Wasser, sondern: „der Lust hat am Gesetz des Herrn und sinnt darüber Tag und Nacht.“

„Das schreib dir in dein Herze, / du hochbetrübtes Heer, bei denen Gram und Scherze / sich häuft je mehr und mehr; seid unverzagt, ihr habet / die Hilfe vor der Tür; der eure Herzen labet / und tröstet, steht allhier.“

Die Sprache von Paul Gerhardt ist sicher veraltet, aber sie hat nichts von ihrer Schönheit eingebüßt. Wohl dem, der gut auswendig lernen kann. Er kann solche Worte dann in seinem Herzen immer wieder neu zum Leben erwecken, er hat sie in sich parat. Es ist ja das eine, solche Gedichte zu analysieren, sie zu sezieren wie einen toten Tierkörper. So macht man das in den Schulen der Welt, weil wir schlau werden sollen. Es ist jedoch etwas anderes, sich von solchen Zeilen tragen zu lassen.

Das war eine hohe Kultur, als vor allem viele Frauen einst ihr Gesangbuch neben dem Bett zu liegen hatten, und dann wieder und wieder darin lasen, nicht viel, sondern Abend für Abend ein wenig und die Lieder zu schätzen wussten, ihre Lieblingslieder hatten und sich von ihnen trösten und bestärken ließen.

Machen wir es uns also schön in diesen Tagen vor dem Fest. Oder kann man das im strengen Sinn nicht? Schönheit machen wir nicht, wir öffnen uns ihr. Wir nehmen sie wahr, wir erleben uns als Empfangende. Wir stellen uns das Schöne in den Weg. Von Besinnung und Innehalten sprechen wir. Es ist, als hielten wir Zeit an. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde? Am Sonntag ticke keine Stechuhr, da darf der Atem anders gehen. Da blicken wir nicht auf die runde Scheibe oder digitale Zahlen, sondern auf Gottes Ewigkeit. Auf diese Weise nehmen wir uns auch selbst anders wahr, und das in paradoxer Weise. Wer auf Schönes schaut, wunderbare Klänge lauscht, nimmt sich zurück. Selbst der Tänzer handelt nicht im vordergründigen Sinn, sondern gibt sich drein. Solange er noch Schritte zählt, tanzt er nicht.

„Ich halte Gott in allem stille, ... er ist der ewig treue Freund, ... er will und wird mich ewig lieben, er weiß, was Seelen nützlich sei; ... Gott will, dass mir geholfen werde, er will der Seelen Seligkeit.“ So singt ein heute halb vergessenes Kirchenlied.

Vielleicht kennst du das Bild von Caspar David Friedrich: „Mönch am Meer“. Da sieht man das mächtige Ufer und einen kleinen Menschen vor dunkelndem Himmel, dem Betrachter den Rücken zugewandt. Das ist der staunende, bewundernde Mensch, dem sich Größe offenbart, Gott sich ihm als alles überwältigende Realität erweist.

Und ein ganz anderes Bildthema: Die Krippe mit der in ihr Kind verliebten Maria und den Engeln darüber und den Hirten und den Königen, die auf ihre Knie gehen und kostbare Geschenke mitgebracht haben: Gott in diesem Menschen, unter uns. Welch besondere, unglaubliche Nähe!

Und dann der Vers aus dem Evangelium vom 2. Advent: wenn alle möglichen Schrecknisse auf uns fallen, „dann seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.“

Glaube betrifft mich und dich auf unterschiedliche Weise, aber gemeinsam singen und beten wir. Gott will geliebt werden, damit wir in uns Liebe erwecken lassen, die stark ist wie der Tod und uns ans Ziel bringt. In der Kirche wagen wir, von Vollendung und Vollkommenheit zu sprechen, anders als es in der Welt geschieht. Diese deutschen Worte gab es nicht schon immer. Sie sind aus unserem Glauben erwachsen und haben wenig mit technischer Perfektion und Planungsdenken zu tun. Im Wort „Vollkommenheit“ steckt das Wort Kommen, - advenit, d.h. Gott kommt.

In Liebe erfahren wir Vollkommenheit. Da fehlt dann nichts, im Gegenteil. Überwältigt vom Schönen, Lieben, Guten berühre uns der Himmel. Da steht Zeit still. „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

# Der Lobgesang des Zacharias

Lk 1,68-79

So, wie wir euch zu Beginn des Gottesdienstes den Lobgesang des Zacharias gesungen haben, erklingt er täglich seit Jahrhunderten in vielen Klöstern.

*Denn Gott hat besucht und erlöst sein Volk...*

Es ist eine besondere Art mit Worten umzugehen, singt man sie. Man hört sonst eine Nachricht, versteht sie mehr oder weniger und macht dann andere Dinge. Der Inhalt des Textes wird im Gehirn abgespeichert und man nennt das dann Wissen. Nun weißt du Bescheid. Also auf zu neuen Filmen, Nachrichten oder weiterem Lehrstoff. Aber die Zeilen Tag für Tag singen?

„Barmherzigkeit erzeugte er unseren Vätern...“

Zunächst eine kurze Erklärung, wie wir sie auch bei Gemälden in den Museen als Schildchen sehen und dann denken: Jetzt weiß ich, was das da ist. Der Text gehört zum langen 1. Kapitel des Lukasevangeliums, der Vorgeschichte zu Weihnachten gewissermaßen. Der Tempelpriester Zacharias singt dieses Lied, weil er ein Kind bekommt, einen Sohn, Johannes den Täufer, auf Kreta nennt man ihn den Vorläufer Jesu, „Prodromos“. Der Name Johannes heißt übersetzt: Gott ist gnädig. Zuvor war Zacharias monatelang stumm, konnte kein Wort sagen. Das störte seinen Beruf nicht, denn beim Opferdienst am Tempel wurde damals weder geredet noch gesungen. Doch nun ist es da, das Kind, und Zacharias jubelt laut singend mit seinem Lobgesang.

„Du, Kindlein, wirst ein Prophet des Höchsten heißen.“

Das Benedictus, wie man den Text nennt, ist eines von drei neutestamentlichen Psalmen, die alle in den ersten Kapiteln von Lukas stehen und zu den täglichen Stundengebeten der Klöster seit dem Heiligen Benedikt, also seit 1500 Jahren, Tag für Tag gesungen werden. Nonnen und Mönche kennen diese Worte in- und auswendig wie wir das Vaterunser.

„Gott, du gibst Erkenntnis deinem Volk.“

Das Wort „Erkenntnis“ bekommt einen anderen Klang, wenn man es täglich singt. Das ist dann keine Sache für den Moment, es ist keine Schulstunde, die man hinter sich bringt. Man traut täglich gesungenen Worten zu, dass sie einem stets neue Kraft erweisen, wie das Vaterunser, wie Begegnungen mit lieben Menschen. Der älteste Gebrauch des deutschen Wortes „verstehen“ hat übrigens noch das konkrete Bild vor Augen, wie jemand vor etwas stehen geblieben ist, es also fortwährend anschaut wie ein gutes Gemälde. Und das Wort „erkennen“ ist im Alten Testament mit körperlicher Liebe synonym. Adam hatte Eva „erkannt“, so sind sie ein Fleisch geworden, wie sie es der Geschichte nach schon zuvor waren. Wir missdeuteten es grob, wenn wir die Geschichte von der Rippe als Ausdruck dafür werteten, dass Männer mehr oder wichtiger seien als Frauen. Die Geschichte bewundert vielmehr das Wunder der Liebe. Eva ist die Mutter aller Menschen, aber dem Liebenden darf die Liebste wie Bein von seinem Bein, Fleisch von seinem Fleisch werden.

Glaube ist Erkenntnis und Verstehen in diesem tiefen Sinn.

Und nun war Zacharias und Elisabeth trotz des fortgeschrittenen Alters doch noch ein Sohn geboren. Sein Leben wird tragisch enden, aber nach der Geburt herrschte reine Freude. Unser Schicksal auf Erden ist nicht das letzte Urteil. Auch Jesu Ende ist nicht das Kreuz, sondern seine Auferstehung.

„Gott errettet uns von den Feinden, das hat er vorzeiten durch die Propheten schon geredet.“

Analysiert man den Text des Lobgesangs, zeigt sich, dass er ein Mosaik alttestamentlicher Zitate ist. Die neutestamentlichen Psalmen sind somit auch Brücke zum Alten Testament. Psalmen sang man ebenfalls täglich in den Klöstern, früher den ganzen Psalter in einer einzigen Woche. Er ist das Gebetbuch nicht nur der Synagoge und Klöster, sondern der Kirche überhaupt. Die Psalmen lehren uns beten. Immer drei Psalmen sang man in den Klöstern gleich hintereinander. Mit der Zeit lernten Nonnen und Mönche auf diese Weise wohl alle 150 Psalmen auswendig.

„Das aufgehende Licht aus der Höhe besucht uns.“

Die täglichen Gottesdienste der Klöster gaben den Nonnen und Mönchen festen Grund, sie bildeten den sanften Teppich, auf dem

sie gehen und leben konnten. So vermissten sie die bunte Welt kaum noch. Wir brauchten wohl nur eine oder zwei Wochen lang solche Tagzeitgebete in einer Kirche täglich mitsingen, wie sie auch in unseren Gesangbüchern abgedruckt sind: Morgen, Mittag, Abend und zur Nacht. Dann wachsen einem einige Zeilen fest ans Herz, wie diese wunderbare Bitte:

„Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.“

Nun ist bald Weihnachten, jetzt aber noch Advent. Die öffentlichen Tannenbäume sind alle zu früh aufgestellt. Wir wissen oft nicht die rechte Zeit, und das ausgerechnet, wo Zeit heute nach Sekundenbruchteilen gemessen wird. Man kann exakt nach dem Kalender leben, aber ob man die rechte Zeit für das rechte Wort kennt, ist eine ganz andre Sache. Und ob die vielen Pläne uns und unserem Nächsten auch gerecht werden, auch das steht auf anderem Blatt, auf dem Blatt unserer Herzen.

Irgendwie wissen wir schon, dass der Advent einst eine Fastenzeit war, aber könnten wir damit etwas anfangen? Auch Fasten ist ganz verweltlicht. Man fastet, um abzunehmen, auch vom Heilfasten spricht man. Oder ist es eine religiöse Pflicht, die man halt erfüllt, ohne recht zu wissen, warum? Der Sinn vom Fasten liegt auf anderer Ebene. Da sollte man auf etwas verzichten, um seinen Sinn auf etwas anderes richten zu können, so wie man etwas beiseite räumt, um dies oder jenes ungestört tun oder denken zu können. Man nimmt sich Zeit, und dafür steht sie anderen Dingen eben einmal nicht zur Verfügung. Worum geht es in dieser Zeit dabei? -

„Das aufgehende Licht aus der Höhe erscheine denen, die da sitzen in Finsternis.“

Es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, die Zuwendung und Zeit brauchen, um wirken zu können. Und nicht nur Dinge brauchen Zeit, wir brauchen vor allem auch Zeit füreinander. Wofür wir sie uns nicht nehmen, das gibt es für uns auch nicht. Das gilt auch für Menschen, und ganz besonders für Freunde und die Liebe. Und was nützt es, wenn Gott sich uns zuwendet, und wir wenden uns ab, weil wir mal wieder viel zu beschäftigt sind von all dem Notwendigen, was uns umtreibt oder ablenkt im großen Unterhaltungsspiel der modernen Zeit?

Aus Sicht der heute alles bestimmenden Effektivität ist ein Mönchsleben übrigens völlig absurd. Da sitzen kräftige Männer oder Frauen in ihren Klöstern fest und beten vor sich hin. Das bringt doch der Welt nichts! Vielleicht aber bringt uns gerade dieses Vorbild des Ineffektiven zum Nachdenken: Wir leben nicht nur, um zu arbeiten. Wir sind auch nicht so lahm und blind, dass wir passiv von Unterhaltung und Ablenkung leben müssen, dass man uns unbedingt beschäftigen muss, damit wir nicht in Langeweile oder Trübsinn, im Sumpf der Traurigkeit versinken. Leben sollte mehr sein, als nur mitzuspielen.

„Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.“

Nochmals zu Klöstern, Kirchen und dem Singen. Das sollten Orte und Zeiten des Friedens sein. St. Benedikt verbot seinen Mönchen das Tragen von Waffen. Das war mutig in einer Welt, wo jeder wehrhaft sein musste, es noch keinen Staat gab, der den Einzelnen Feinde vom Leibe hielt. Und dann entwarf er eine Regel für diese kleinen unbewaffneten, wehrlosen Gemeinschaften. Historisch gesehen waren solche Klosterregeln Samenkörner für gesamtgesellschaftlichen Frieden, den wir heute selbstverständlich genießen. Das waren Lebensregeln, die freiwillig eingehalten wurden. Man kann niemandem befehlen, freundlich und nett zu sein, aber wenn wir uns auf der Welt darin einiger wären, dies zu wollen? Die Saat des Friedens muss in den Herzen keimen. Und wehe, da landet auch das Unkraut von Missmut, Neid und Hass darin! Dann werden Herzen verletzt, zur großen und hämischen Freude des Teufels.

„Die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes besuche uns.“

Was ist das für ein wunderbares Bild! Und was für ein schönes altes Wort, das heute im Alltag kaum noch gebraucht wird: Barmherzigkeit. Jugendliche verstehen das Wort oft gar nicht mehr. Da umarmen einander die Herzen, denn im „Erbarmen“, ursprünglich „bearmen“, steckt das Wort „Arm“. Es gilt im übertragenen Sinn einander zu umarmen und nicht seinen Nächsten mit einem Dolch auf Abstand zu halten.

Nun, so ist es wohl. Die Kirche hat ihre beste Zeit hinter sich, sie erscheint ineffektiv, veraltet und uninteressant. Auch die Klöster auf Kreta sind weitgehend verwaist. Da helfen auch die

Lautsprecher auf den Kirchendächern nicht so recht. Aber dann bleibt uns der Regen des Himmels aus. Dann trocknen Herzen aus. Und es kann einem die Tränen in die Augen treiben, wenn man dann auch noch mit ansehen muss, dass sich in dieser Lage die Kirche selbst in Verwirrung und Fanatismus stürzen, weil sie sich selbst nicht mehr versteht und auf schwarze Zahlen, Erfolg und bloße Anpassung aus ist. Religion ist alles andere als harmlos, denn was das Herz betrifft, da muss genau hingeschaut werden. Das weiß niemand so sehr wie Eltern oder Liebende. Oder eben Benedikt und seine Freunde, die sich nicht um große Dinge kümmerten, sondern nur Gott sich zuwenden wollten. Auf diese Weise veränderten sie Europas Angesicht, wenn auch mit sehr, sehr langem Atem.

„Ohne Furcht unser Leben lang Gott dienen“:

Das hat nichts mit Unfreiheit, Fanatismus oder strengen Regeln zu tun, aber um so mehr mit Trost, Lebenssinn und dem Gesang der Seele. Zacharias hatte gejubelt: Gott ist gnädig, also soll der Junge, dies Geschenk Gottes an uns auch Johannes heißen. Das ist ein guter Name, der kann über jedem Leben stehen. Er selbst hieß Zacharias, das hieß: Gott gedenkt meiner. Seine Frau, Mutter des Johannes, hieß Elisabeth, das bedeutet: Mein Gott ist Segensfülle.

Wagen wir, unser Leben so zu sehen, als Segensfülle, als Gnade und dass Gott meiner gedenkt, dass ich ihm, dem Friedefürst des Himmels wichtig bin? So eine Erkenntnis muss in einem wachsen, und man muss sich das wieder und wieder sagen, oder eben auch singen. Gottesdienste sind uns darum wie stetes Wasser für den Ölbaum.



# Gott kommt auf die Erde

1 Tim 3,16, Lk 2,1-20

EG 23

Gott kommt auf die Erde! Ist das zu fassen? „Den aller Erdkreis nie beschloss, der liegt in Marien Schoß“ singt Martin Luther, „gelobet seist du, Jesu Christ, dass du Mensch geboren bist.“

Das ist etwas anderes als die Geschichte von der Zeushöhle, von der Geburt des Göttervaters, der selbst nur Sohn der Zeit, dem Titanen Chronos und Enkel von Himmel und Erde, von Uranos und Gaia gewesen sei. Es geht uns hier nicht um einen lehrreichen Mythos, eine Religionsgründung.

Gott, der das All erschuf, ein Mensch auf Erden? Einer wie wir, der zugleich den Kosmos umschließt, von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt und regiert?

Es gibt Geschichten von erdachten Göttern in Menschengestalt, oder im Judentum von Elia, dem Propheten, der unversehens irgendwann, irgendwo inkognito auftaucht. In der Kirche dann wurde im Volk so etwas auch von Petrus erzählt, und dann gibt es ja auch all die Geschichten von Engeln, Gottesboten. Aber Gott selbst unter uns?

Damit wird viel über uns Menschen ausgesagt. Des Menschen Kind ist nicht viel geringer als Gott, wagt ein Psalm zu singen. Jesus ist also nicht nur ein Prophet, engelgleich oder eine Erscheinung des Unsichtbaren. Er ist Christus, Gott und Mensch in einem, uns zum Bild der Erlösung. Wie soll das gehen?

Lukas und Matthäus, die Evangelisten, erzählen uns im späteren Rückblick davon. Denn in den ersten Jahren nach Christi Geburt war das mit Bethlehem nur eine Geschichte wie Tausende andere: Eltern bekommen halt ein Kind. Das ist freilich immer wieder ein Wunder, und jedes für sich auch ein völlig einzigartiges Wunder, aber weltgeschichtlich nur etwas am Rande. Doch Lukas zitiert für das Geschehen den Kaiser von Rom. Das ist die Weihnachtsbotschaft: Es geht um die weite Welt, es geht um die Menschheit, die Weltgeschichte. Es ist die gleiche Erzählebene

wie die von Adam und Eva, vom Anfang und Ende, dem A und O allen Geschehens, aller Wirklichkeit.

Gott offenbart sich uns. Es geschah vor 2000 Jahren, aber es betrifft alle Zeit. Und das gilt es in den Gottesdiensten zur Weihnacht Jahr für Jahr neu zu feiern, zu besingen, ebenso, wie dann zu Ostern die Überwindung des Todes aller Menschen zu bedenken sein wird, die Auferstehung nicht nur Christi, sondern von uns allen. Darum geht es heute hier bei uns: Der unsichtbare Schöpfer zeigt sich uns in Jesus von Nazareth, ein für allemal. Der immergrüne Weihnachtsbaum, der Weihnachtsmarkt und schöne, anrührende Filme vom Sieg der Güte, das ist alles nur Begleitmusik von außen her, die sollten nur die Pfade aufzeigen zum Zentrum des Geschehens. Und die Mitte von allem schaut aus, wie etwas äußerst Unwichtiges am Rande.

Wir zählen die Menschheit nach Milliarden, was ist da schon ein Schicksal, und dann noch ein längst vergangenes? In jedem Menschenkind spiegelt sich der Schöpfer. Das wagen wir zu glauben, sehr zaghaft und doch zugleich auch jubelnd und singend. In unseren Zeiten, in denen gern alles zentralisiert wird, man nach dem Wichtigem und Sensationellen sucht, sollten wir aufhorchen. Wo das große Ganze irgendeiner Theorie oder einem Machtzentrum heutzutage offenbar getrost auch Leben kosten darf, erkennen wir, dass wir es mit einer Gegengeschichte zu tun haben, die uns Weihnachten erzählt. Machtpläne rechtfertigen nicht den Tod und das Elend von Einzelnen. Menschen haben nicht nur dieses oder jenes Grundrecht. Jeder Mensch mit Namen erhält von Gott ein Recht, das im Himmel wurzelt. Das sagt jedem von uns seine Taufe. Gott wendet sich uns, mir zu, so als ließe der gute Hirte 99 Schafe im Stich, nur um das eine verlorene zu retten.

So etwas geschehe nicht mit Werbeplakaten, schlaun Projekten oder Strategien. Das ist kein Megaevent, ergibt keine Schlagzeile. Ich empfinde es stets als etwas peinlich, wenn Kirchen oder fromme Leute für Gott Reklame machen. Das ist nicht sachgemäß. Dieses andere Denken, dem wir hier begegnen, das direkte Urvertrauen von Gott und Mensch wird aus der Liebe geboren. Sie ist uns von Gott auch untereinander geboten: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Die andere Seite dieser Medaille heißt: Du bist es wert, geliebt zu werden.

Man kann es nicht oft genug wiederholen: Vor Gott ist es von absolutem Gewicht, wenn einzelnen Menschen irgendwie geholfen wird, sie Güte erfahren und sich entfalten können. Das zählt vor dem Jüngsten Gericht im Unterschied zu Einschaltquoten, Erfolg oder Macht. Christus wurde in eine Futterkrippe im Kuhstall gebettet und zunächst gerade mal von einer Magd und ihrem angetrauten Mann geliebt, Tischler aus einem Provinznest, den in der Öffentlichkeit kaum einer kannte. Die Großen der menschlichen Geschichte sind vor Gott nicht die, für die man gewöhnlich Denkmäler errichtet und sie dann gegebenenfalls wieder umstößt, sondern die einander in die Seele schauen und versuchen gut zu sein.

Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, schreibt Paulus an seinen Freund Timotheus und damit uns allen ins pochende Gewissen. „Alle Menschen“ meint nicht die große Menge oder Masse, die richtig Überzeugten, sondern unseren jeweils Nächsten, allen eben, ganz gleich, ob Heide oder Christ, es meint dich und mich.

Da waren also nicht nur ein paar Schaf- oder Ziegenhirten in der Nacht zu Besuch, weil sie eine Vision vom Himmel hatten. Die Bedeutung des Geschehens ist nicht mit unseren Maßen abzurechnen. Der Wert des Menschen lässt sich nicht abwägen. In der Liebe haben wir es mit Unendlichkeit, mit Unermesslichkeit zu tun. Um den Sinn eines Menschenlebens abzuschätzen, reichen die Jahrmillionen Lichtjahre des Kosmos nicht aus.

Die Botschaft, dass Gott Mensch geboren wurde, erhebt unsere Seele zu ihm, wie wir beim Abendmahl singen. Da erschienen den Hirten unversehens die himmlischen Heerscharen über dem Nachthimmel und verkündeten Frieden. Die Hirten waren der Öffentlichkeit so ziemlich die Letzten, man traute ihnen nicht. Und Kaiser Augustus, der die Völkerscharen befehligte, über Tod und Leben von Tausenden bestimmte, hat nichts von den Engeln mitbekommen. Ein paar seltsame Magier aus dem Osten sollen noch gekommen sein, die in der Legende dann zu Königen wurden. Das Ereignis vom Rande der Welt blieb also doch nicht gänzlich unbemerkt, weiß Matthäus zu erzählen. Aber die Zeugen waren fragwürdig.

Es musste erst noch die Geschichte mit Karfreitag und Ostern geschehen, dann war die Botschaft Gottes an die Menschheit vollendet, und sie konnte beginnen, sie zu verstehen. Und sie wird damit immer neu am Anfang sein, solange sich die Erde dreht.

So breitete sich die Botschaft, das Evangelium ganz allmählich aus, bis auch die letzten Inseln noch davon heute erfahren, und zwar auch immer wieder neu und auf völlig anderen Wegen als auf denen des Weihnachtsumsatzes, des Kommerzes, wo immer alles effektiv sein muss und sich rechnen soll und Masse und Macht gelten. Im Glauben und in der Liebe und im Hoffen rechnet sich gar nichts, und doch ist es Alles.

Wir haben es mit der Weihnacht mit einer anderen Art von Geheimnis zu tun als das beliebte Spiel der Magic Rooms. Das bekommt man nicht geknackt wie einen Safe. Unser Sakrament betrifft Gott, und das ist durch Christus einerseits allen Menschen offenbar, andererseits muss man es erst verstehen lernen mit all den Lebensjahren, die uns gegeben sind. Man mag zwar Theologie studieren oder sich alle möglichen Infos zum Thema aus dem Netz klaben, aber das Geheimnis unseres Glaubens erschließt sich anders. Es ist damit wie mit der Liebe: Mir muss jemand tief in die Augen blicken. Glaube ist Gegenüber zu Gott. Diese Art von Geheimnis lässt man sich schenken, das erwirbt man nicht. Offenbarung ereignet sich bei mir, wenn Herz und Verstand sich ihr öffnen, sich auf sie einlassen. Es geht um einen ähnlichen Unterschied wie dem zwischen Hotel und Gastfreundschaft, die sich in einer Situation einfach ergibt und ereignet und dann mehr gilt als ein Buchungsvertrag.

Entpuppt sich ein Verlobungsring nur als Werbegeschenk, darf die Braut ruhig Nein sagen. Und wer mit Geschenken etwas erreichen will, betreibt Kuhhandel. Gott will mit seiner Offenbarung und der Weihnacht schon mal gar nichts für sich erreichen. Dass wir ihn wieder und wieder loben und preisen, ist nicht Pflichtübung, sondern geschehe aus vollem Herzen. Bei der Liebe fließt das Herz von sich aus über. Im Glauben wagen wir Vertrauen ohne Absicht. Dies ist das teure Geschenk Gottes an uns: Lebe im Vertrauen, und wenn die Welt voll Teufel wär`.

Maria bewegte die Worte der Hirten von den Engeln in ihrem Herzen. Zu verstehen im landläufigen Sinn war das alles nicht.

Die Wahrheit des himmlischen Gesangs über diesen zwieliichten Randgestalten der damaligen Zeit, den Hirten, die man vor Gericht nicht zuließ, weil man solchen Leuten nicht traute, die Wahrheit des Engelgesangs sollte sich erst weit später beginnen zu zeigen, so wie sich der Sinn unseres Lebens auch nicht schon in der Wiege zeigt, sondern eher wie im Nachhinein.

Wir dagegen sind gewohnt, unsere Zukunft zu verplanen. Sinn, Lohn und Verdienst sind für uns Synonyme. Es ist völlig normal geworden, dass alle Staaten dieser Erde Milliarden Euros ausgeben, die erst noch erwirtschaftet werden müssen. So tickt unsere Wirtschaft. Wir haben die Zukunft schon längst zur Gegenwart gemacht, nur dass die Zukunft da hin und wieder auch nicht mitspielt.

Und wenn Gott sich in mein Leben einmischt? Glaube darf uns darum ebenso durcheinanderbringen wie der Blick einer jungen Frau einen Mann, der alles mögliche vorgehabt haben mag, und dann nimmt das Leben ganz andere Bahnen, dennoch wird es gut werden. Oder wie es mit der Geburt eines Kindes geschieht: Man mag das Kind geplant haben, aber es ist, wie es sein wird, auf jeden Fall anders.

Gottes Offenbarung geschah in einem Menschen in der Mitte der Zeiten. Wir werden dieses Geheimnis niemals ausloten können, aber wir können uns von diesem Sakrament im besten Sinn gefangen nehmen lassen. Es will uns befreien, erlösen, Sinn finden lassen, von dem wir zuvor noch nicht wussten, der sich nicht planen ließ, der nicht unsere eigene Idee ist.

Erkenntnis unserer Wahrheit ist etwas anderes als das Erlernen von mathematischen Lehrsätzen oder dem Verstehen, was wissenschaftlich gesehen die Welt im Innersten zusammenhält. Meine Wahrheit hat etwas mit den Menschen zu tun, die mir begegnen, mit Enttäuschung und Liebe und auch zeitweise sehr verwirrenden Wegen. Christus sagt: „Ich bin die Wahrheit und das Leben.“ Wissenschaftler haben von ihren Mustern her keine Möglichkeit, diesen Satz Christi zu verstehen. Liebende verstehen so einen Satz schon eher.

Gott kommt auf die Erde und ist Mensch geboren. Und jedes Weihnachten kann uns einen unmerklichen Schritt weiter auf dem Weg einer so anderen, ungewohnten Art von Erkenntnis geleiten.

## Christus und die Drei Heiligen Könige

*Ps 72,1-3.10-12.17-19; Mt 2,1-12*

Auf dreifache Weise bezeichnen wir Jesus: Einmal war er der von Nazareth, Zimmermannssohn, vermutlich also selbst Handwerker, schließlich ein umherziehender Rabbiner mit seinen Schülern, Jüngern. Solche umherziehenden religiösen Lehrer mag es auch sonst gegeben haben. Das Universitätsstudium der Theologie war noch nicht erfunden. Umfangreiches und gründliches Wissen um die heiligen Dinge und das Gesetz Gottes erwarb man sich auf andere Weise. Doch dann sprechen wir auch von Jesus als dem Sohn Gottes, Gott und Mensch unvermischt und ungetrennt. Davon erzählen das Weihnachtsfest und die Taufe Jesu.

Schließlich nennen wir selbstverständlich Jesus aber auch auf Griechisch den Christus, hebräisch Messias, fast als wäre dies sein Familienname, sein Nachname. Sprächen wir also nur von Jesus von Nazareth, würde Entscheidendes fehlen. Übersetzt heißt das Wort „Der Gesalbte“: Könige und Hohepriester wurden gesalbt.

Psalm 72 singt uns sein Lied vom bei den Juden erwarteten Christus. König Salomo soll den Gesang aufgeschrieben haben, als ein Gebet seines Vaters David, so Anfang und Ende des Psalms. Unsere Lutherbibel hat den Psalm überschrieben mit den Worten „Der Friedefürst und sein Reich“.

Wir kennen Bilder von den Drei Heiligen Königen an der Krippe, denn auch wegen dieser Zeilen sind aus den „Magiern“ aus dem Osten drei Könige geworden. So entstanden viele der christlichen Legenden: Sie brachten verschiedene Bibeltexte zusammen, um mit ihren Worten und Gedanken neue Geschichten zu erzählen. Im Psalm ist von Königen aus Tarsis, Saba und Seba die Rede, das

sind drei. Bei Jesaja ist von zwei Geschenken die Rede, von Gold und Weihrauch, zu denen man dann als Drittes noch Myrrhe, die man zum Salben des Königs verwendete, hinzufügte. So ein Verfahren ist nicht bloße Phantasie, sondern man verleiht tiefen Beziehungen äußeren Ausdruck. Christus ist König, Hohepriester und Messias in einem, König der Könige. Das ist Aussage der Geschichte bei Matthäus und der daraus entfalteten Legende.

Das eigentliche Thema der Legende von den Königen sind nicht die drei Sagengestalten, deren Gebeine im goldenen Schrein zu Köln im Dom liegen sollen, sondern es geht um Christus. Jesus ist der von der Sünderin Magdalena gesalbte Sohn Gottes. Er ist König aller Welt.

In unseren Gottesdiensten gesellen wir uns zu den Heiligen Königen, die vor seiner Krippe niederfallen: Gold strahlt von den Ikonen, Weihrauch erfüllt die Orthodoxen Kirchen, gesalbt sind wir als Getaufte. Hier bekennen wir uns zu diesem König der Herzen, der von Gott kommt, uns zu erlösen, ewigen Frieden zu geben.

Von diesem anderen König erzählt uns Psalm 72.

„Gott gebe sein Gericht diesem König.“ So übersetzte Luther, die neueren Übersetzungen korrigieren vorsichtig: „Gott, gib dein Recht dem König, und deine Gerechtigkeit dem Königssohn“. Vor Gott gilt ein anderes Recht als das unserer Gesetze. Gott vergibt, wo Strafe angesagt wäre. Er verurteilt, wo unsere Gesetze Schlupflöcher lassen. Gott richtet uns, als wolle er belohnen, dichtete Jochen Klepper. Auf der anderen Seite entgeht ihm keine Übeltat. Mit unseren Begriffen fassen wir sein Gericht nicht, am ehesten bekommen wir ein Verständnis davon, wenn wir vertrauen, hoffen und lieben.

Christus, der Messias, ist Weltenrichter. Dieses Bild sollte man neben das von den drei anbetenden Königen halten, um das eine wie das andere besser zu deuten.

Damit wir es nicht auf andere Weise missverstehen: Reden wir von Gott als unserem König, ist das grundlegend anders als Fundamentalismus. Kirche oder Religion stellt nicht eine bessere Regierung im Sinne von regierenden Mullahs, einem Superpapst oder einer frommen Truppe Auserwählter. Wir sind keine Sekte.

Gottes Wort redet allen ins Gewissen, auch den Königen und Weisen auf Erden, den Experten wie den Regierenden, den wenig Mächtigen und Ratlosen.

Unsere Ideen, Ordnungen und Herrschaften haben alle ihre Zeit. Es gibt auf Erden keine perfekte Ordnung. „Utopia“ heißt auf deutsch: „Kein Ort. Nirgends.“ Idealvorstellungen sind nicht zu realisieren. Sie taugen nicht dazu, den Himmel auf Erden zu bringen. Im Gegenteil: „Die allzu hart sind, brechen“, sang Wolf Biermann angesichts der DDR-Wirklichkeit, als eine Partei mit religiöser Wucht behauptete, den Stein der Weisen gefunden zu haben und sich verhielt, als wären Marx und Lenin die wahren Messiasse. Die Utopie des Kommunismus hat gelehrt, dass uns so etwas niemals gelingen wird.

Dennoch bleibt die Aufgabe bestehen: Die Völker müssen mit möglichst weitreichender Gerechtigkeit regiert werden, Frieden muss in ihnen Geltung beanspruchen. Recht muss geschaffen werden, den Armen geholfen werden und auf die Bedränger sollte ihr Druck selbst zurückfallen: Die Druck verbreiten, sollen selbst zermalmt werden, sagt Psalm 72 leichthin. Gerechtigkeit soll blühen wie unsere Insel hier, so es genug geregnet hat und die Sonne an Kraft gewinnt. Friede soll werden in Israel/Palästina, im Donbass, im Jemen, im Sudan, in Lybien der Südküste Kretas gleich gegenüber, in Syrien und Kurdistan. Es soll so gut in allen Ländern aussehen, dass es keine Flüchtlingsströme mehr geben braucht. Wer um Hilfe schreit, soll erhört werden können, Druck soll von den Menschen weichen. Hunger und dauernde Angst braucht es auf Erden nicht geben, davon singt unser Psalm, davon erzählt das Bild mit den drei Königen, die vor der Krippe knien.

In diesem Bild war übrigens immer die ganze Welt und alle Zeit mit im Blick. Darum malte man die Könige gern wie Vertreter der damals bekannten drei Erdteile, einen Asiaten, einen Afrikaner und einen Europäer, einer ganz jung, einer mittleren Alters und der dritte mit weißem Haar und Bart.

Aber was hat unser Glaube heutzutage schon Großes damit zu tun, damit es in unserer Welt besser zugeht? Die alten Gebote kennt doch jeder irgendwie. Die anderen Religionen haben auch ihre Regeln und der gesunde Menschenverstand erst recht! Das war die Grundidee des Kommunismus: Vernunft und Wissenschaft



werden es richten. Wir sollten uns einer „wissenschaftlichen Weltanschauung“ anvertrauen. Das brachte man mir als Kind in der Schule in Ostdeutschland bei. Doch diese Weltanschauung war viel zu stümperhaft. Können wir es heute nicht viel besser mit unseren Denkmäschinen und Tausenden freien Universitäten? Allerdings wissen wir gerade aus der Wissenschaft: Jede Antwort birgt zehn neue Fragen in sich. Je mehr wir wissen und tun können, umso mehr ungelöste Fragen tauchen auch auf. Je mehr wir können, umso komplexer wird alles.

Oder hört man doch lieber auf die politisch Naiven, die das Komplexe verabscheuen und einem das Blaue vom Himmel versprechen, bei dem sie sich selbst immer gut stehen?

Was Christus uns lehrt, lässt sich nicht zwischen zwei Buchdeckel stecken oder in ein bestimmtes, festgelegtes Verständnis pressen. Selbst das Evangelium fasst es nicht in sich, sondern von jeder Seite der Bibel werden wir nach draußen in unsere weite Welt gewiesen, auf Gott hin und zu unserem Nächsten, wie uns selbst. Gottes Wort ist kein Rezept, das wir in der Apotheke unserer Vernunft, unseres Verstandes oder menschlicher Weisheit einlösen könnten, und dann würde alles gut. Gottesfurcht ist nur Anfang aller unserer Weisheit, lesen wir in der heiligen Schrift.

Christus ist König: Wir haben heute alle Mühe, das zu verstehen, da unsere „Könige“, d.h. Regierenden selbst auch nur Bürger mit besonderen Aufgaben sind. In der orthodoxen Liturgie setzen Braut und Bräutigam bei ihrer Trauung einander Kronen auf. Daran können wir etwas für unseren Glauben lernen: Wir geben einander Recht. Wir regieren einander, und das geht nur mit Güte, Nachsicht und Liebe im weitesten Sinn. Unser Gewissen möge nicht nur von Normen und Gesetzen bestimmt sein, von Theorien und Allerweltweisheit. Es gilt vielmehr, sich jemandem zuzuwenden, vor ihm auch in die Knie zu gehen, Nachsicht zu üben. Auf dem Bild mit den Königen sehen wir, wie Herrschende im Stall auf die Knie gehen vor dem Kind einer Handwerkerfamilie.

Wie regiert Gott? In unseren Gebeten sagen wir von ihm, dass er lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wir erleben gerade, wie wir trotz aller Klugheit und Machtmöglichkeiten mit dem Regieren an Grenzen stoßen. Deutlich wird das an den lost areas

unserer Zeit: Man kann freilich Länder besiegen, aber das heißt noch lange nicht, dass man sie auch regieren könnte. Ständig scheitern Regierungen an der Wirklichkeit, die immer komplexer wird.

Wir haben ja hier in Knossos das Urbild des Labyrinths. In seiner Mitte sollte einst das große Ungeheuer gewohnt haben, der Minotaurus. Wir kennen sein Bild: Ein starker Kerl, aber mit dem Kopf einer Kuh, also kein besonders schlaues Wesen. Und es forderte ständig Opfer. Die Liebe von Ariadne und Theseus machte dem Spuk ein Ende. Dazu gehörte dann auch der Trick mit dem sprichwörtlichen Roten Faden, mit dem Theseus nachher aus dem Labyrinth wieder herausfinden konnte, eine weise Geschichte, erschreckend aktuell. Wir haben so manche Labyrinth eingerichtet, aus denen wir selbst nicht mehr herausfinden. Die rettenden Türen sind dann wie von Finsternis bedeckt, im Schatten verborgen.

Psalm 36 sagt: „Denn bei dir, Gott, ist die Quelle des Lebens, und in deinem Lichte sehen wir das Licht.“ Das ist eine andere Art von Aufklärung. Dafür sind unser Verstand und alle unsere Klugheit nur Hilfswissenschaften. Ich weiß zum Beispiel einfach nicht, was für meinen Nächsten das Beste wäre, aber Liebe vermag es, das herauszufinden, wenn vielleicht auch nur für eine gewisse Zeit. Was braucht unsere Natur, die uns gerade zu entgleiten droht? Achtsames Hinschauen, immer wieder neu. Die Natur braucht Liebe, Respekt. Aktuelle, eigene Wünsche müssen auch zurückstehen. Das gilt umso mehr für unser Miteinander. Und eben dies lehrt uns Gott durch Christus: Liebe deinen Nächsten. Gott lehrt uns, mit dem Herzen zu sehen, mit Güte im Herzen zu handeln und zu leben.

Dafür ist es gut und notwendig, mit den Königen vor diesem kleinen Kind in der Krippe auf die Knie zu gehen. So geht rechte Herrschaft: Sie muss zu dienen verstehen.

Richter aller Richtenden ist Gott, der es nicht für Raub hielt, göttlich zu sein, sondern sich vor uns erniedrigte bis ans Kreuz. Weltenrichter ist, der vergeben will. Gott sei darum gelobt und gepriesen. Gottesfurcht ist der rechte Anfang unserer Weisheit, wieder und wieder.

# Schauen auf das Unsichtbare

*2 Mose 33,18-23; 1 Kor 2,1-10*

Ich sehe was, was du nicht siehst,... Ich denke mal, ihr kennt das Spiel. Ich sehe was, was du nicht siehst und das ist grün. Und dann gehen die Augen des Mitspielers auf die Suche: Ist es der Baum dort - oder der dritte grüne Knopf von oben an meiner Jacke? Wir sehen viel, was wir nicht beachten, wahrnehmen oder verstehen.

Ich habe gerade ein Buch gelesen, das hat die Autorin aus diesem Satz heraus gesponnen, bzw. aus ihren Erfahrungen, ihrem Leben: Ich sehe was, was du nicht siehst,... So habe ich es noch nicht gesehen, wie du es schon lange siehst? Wir weisen einander beständig auf etwas hin. Wir haben etliche sogenannte „blinde Flecken“. Da liegt etwas vor Augen, am hellen Tag, ganz offenbar und wir sehen oder verstehen es einfach nicht. Und vieles kann man auch nicht sehen, bevor einem die Augen dazu geöffnet werden. Und manches sollen wir auch lieber nicht sehen. Es ist auch gut, dass wir immer aussortieren und uns nur auf bestimmte Dinge fokussieren. Und es gibt verbotene Kammern, deren Türen sollten wir meiden.

Wollte Mose Gott sehen?

Gott stellte ihn in eine Felsenkluft, und dann ging er mit seiner ganzen Herrlichkeit an ihm vorüber und hielt seine Hand über Mose, so dass er nichts sah. Gottes Angesicht kann man nicht sehen, man braucht es auch nicht, seine Nähe ist mehr als genug. Wo wir heute immer alles haben könnten, vergessen wir bisweilen, dass das Größte und Höchste immer das ist, was wir nicht haben, über das wir nicht verfügen, worauf man warte, was man erhoffe, wo Vertrauen alles ist.

Aber Gottes Angesicht - oder wie ein älteres Wort es schöner und in diesem Fall deutlicher und besser sagt - sein Antlitz scheint auf uns, gibt uns Gnade und Frieden. Das gleicht der Sonne, in die man besser nicht hineinschaut und die doch alles erhellt und in Farben taucht. In Gottes Licht sehen wir unser Leben auf besondere Weise. Glaube hat überhaupt viel mit Erkennen, Sehen

und Licht zu tun. Alle Religionen pflegen Wortspiele mit Sehen und Licht. Sehen und Verstehen reimen sich gut aufeinander.

Auf das Unsichtbare sehen wir im Glauben, schreibt Paulus. Unsere Kirchen sind solche Felsspalten wie bei Mose, in denen Gott uns nahe ist, ohne dass wir ihn sehen. Gott ist zudem Liebe, also muss es mit ihm gehen wie mit einem Geheimnis. Paulus predigt der Gemeinde das Geheimnis Gottes, haben wir in der Epistel gehört.

Und dann erst die Wundergeschichte von der Hochzeit zu Kana: Wunder sind, was man sieht und doch nicht sieht. Tricks kann man durchschauen, auflösen, erklären. Wunder nicht. Sie erzählen von dem, was nicht geht, was nicht ergründbar ist. Darum bewundert man seine Liebste, seinen Liebsten.

Dem Geheimnis eines Wunders kann man sich nähern, aber man kann es nicht lüften, nicht auflösen, wie Rätsel. In der Liebe verstehen wir einander anders, als wir eine Sache kapierten.

Mose hatte also Gott nicht gesehen, nicht in dieser Geschichte. Aber als er ein anderes mal Gott sehr nahe war, seiner Herrlichkeit begegnete, da konnten die Leute anschließend Mose nicht mehr ansehen. Er hätte so etwas wie einen Heiligenschein bekommen, er strahlte derart, dass man seinem Blick auswich, erzählt die Bibel. Auch Mose hatte Gott nicht gesehen, aber er war ihm begegnet, ihm näher als jeder andere. Seine Herrlichkeit war ihm gegenwärtig geworden. Und das hatte alles bei ihm geändert.

Wir glauben heutzutage vielleicht, man könne so gut wie alles wissen. Man google einfach oder schlage bei Wikipedia nach. Viel Wissen liegt da, man muss nur nachschauen. Alle möglichen Fragen werden einem dort beantwortet, auch in Bezug auf Religion. Auf jeden Fall weiß dieses virtuelle Lexikon, zu dem jedes Smartphone eine handliche Pforte bildet tausendmal mehr, als ein Einzelner je wissen könnte. Könnten wir alles wissen, muss man es nicht mehr. Da wir nichts falsch machen wollen, fragen wir die, die es wissen müssten, aber erst, wenn es nötig wird. Und man pflegt die eher uneingestandene Illusion, dass man mit schneller Information bereits potentiell gebildet wäre.

So wenden sich auch Regierungen an Experten. Ein gewählter Laie kann Minister werden, weil er seine Fachleute um sich hat.

Aber das reicht nicht. Man muss eine Sache von verschiedenen Seiten her beleuchten. So brauchen wir Presse, die Medien, trotz aller ihrer Schattenseiten. Sie sagen, wie andere Leute das sehen und erleben. Medien garantieren ganz sicher keine Wahrheit, aber weisen mögliche Perspektiven auf, klären auf, oder irren sich. Aber dafür trage ich dann keine Schuld. Journalisten stellen unangenehme Fragen oder loben auch mal über jedes normale Maß hinaus. Aber das ist immer noch besser, als Kritik nicht zuzulassen. Medien können lügen, gewiss, aber sie können auch Augen öffnen. Blinde Gesellschaften sind wie Hunde, denen man die Augen verbindet. Sie werden dann fuchsteufelswild, reagieren chaotisch und machen dumme Sachen.

Ideologien legen Menschen Scheuklappen an. Sie sagen: So hast du das zu sehen. Wehe, du zweifelst an unserer Weltanschauung! Folge unserer Verschwörungstheorie, dann bist du selbst fein raus, dann gehörst du zu uns, und gemeinsam sind wir stark. Das macht Verschwörungstheorien so anziehend: Die Bösen sind immer die Anderen.

So darf Kirche nicht sein. Unser Glaube ist auch keine Weltanschauung unter anderen. Gott offenbart sich uns. Das ist eine persönliche, sehr offene Begegnung. Da sehen wir auf den, den wir nicht sehen. Es ist damit, wie eine Spur zu lesen. Oder wie mir jemand sehr nahe sein kann, ohne, dass er neben mir steht. Oder wie man einander nur zärtlich berührt, und es geht einem doch mitten durchs Herz. Gottes Geist gleicht einem zweischneidigen scharfen Schwert, lesen wir im Hebräerbrief. Religion ist nicht harmlos, sie geht aufs Ganze, zielt auf das Herz. Sie kann fanatisieren, oder auch heilen, aufrütteln. Ich wage zu sagen: Gut ist es, wenn Fragen gestellt werden, zögern sollten wir, wenn zu glatte Antworten gegeben werden. Unser Glaube stellt mehr Fragen, als dass er uns mit fertigen Antworten versorgt, denen man nur folgen solle.

Paulus zitiert aus Jesaja: Unser Glaube ist, „was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.“qqq

Es ist wie im Spiel: Was du siehst, sehe ich nicht unbedingt. Darauf hatte ich bislang nicht geachtet. Es lag am Tage, aber mir war es nicht bewusst. Nicht jedermann nimmt jedermanns Blick

auf. Es gehört zu unserem Glauben, dass wir einander auf Gott aufmerksam machen. Und das Gebot aller Gebote macht auch auf unseren Nächsten aufmerksam: Liebe ihn, wie dich selbst.

Paulus schreibt: Meine Predigt geschehe nicht mit überredenden Worten der Weisheit, sondern im Erweis des Geistes und der Kraft. Glaube beruht auf Gottes Kraft. In der Welt dagegen geht es vor allem um Information und sehr viel Überredung. Fakten erscheinen unumstößlich zu sein, aber wir wissen längst, wie man mit ihnen auch spielen kann.

Sogenannte Meinungsblätter wie die Bildzeitung oder USA TODAY sind nicht die besten Quellen für unsere Ansichten, aber sie sind sehr beliebt. Sie ziehen einen in den Bann, arbeiten viel mit Angst und unseren Gefühlen, die nach Bestätigung gieren und zugleich Verunsicherung prickelnd finden. Überhaupt überreden wir Menschen einander viel. Man darf das Wort ruhig einmal bildlich sehen: Wählerschaften und potentielle Kunden überredet man, wie man jemanden überrennt.

Ein Prediger sollte das nicht versuchen. Er sollte auch nicht die Leute zu etwas überzeugen. Er sollte das Evangelium nur bezeugen. Geist und Kraft kommen nicht aus ihm, er weist nur darauf hin:

Sieh, was wir vielleicht noch nicht deutlich genug wahrgenommen haben am Glauben, an der Heiligen Schrift! Und weil Gott nicht eine Sache, sondern Person und der Glaube keine Welttheorie ist, suche immer wieder aufs neue seine Gegenwart. Er ist Liebe, also gehe ihm nicht aus dem Weg und vernachlässige nicht seine Gegenwart.

Wobei – es bleibt eine Tür, die man mit Bedacht öffnen sollte. Jesus sagt seiner Mutter im Gleichnis: Noch ist meine Zeit nicht gekommen. Auch bei Mose war das so. Gott zieht nicht ständig an der Felsspalte vorüber.

Wir können seine Herrlichkeit nicht her zitieren wie der Direktor einen ungehorsamen Schüler oder eine Verwaltung seinen Bürger. Gott lässt sich nicht beschwören. Sein Geist ist nicht etwas, mit dem wir umgehen sollten wie mit Informationen, die uns gerade in die Hände gefallen sind.

Die Fülle der Herrlichkeit Gottes ist nicht auszuloten und hat wenig mit der Überzeugungskraft von Tatsachen zu tun. Die Geheimnisse Gottes vermag man nicht wie ein Buch einfach mal nach Hause tragen und ins Regal stellen und bei Bedarf ein wenig darin nachschlagen. So geht das auch nicht, wenn man liebt.

Gott können wir uns nahe wissen, ohne ihn zu sehen, ja selbst ohne diese Nähe überhaupt zu spüren. Und wenn Gottes Herrlichkeit mal wieder an uns vorüberzieht, was nicht alle Tage geschieht, dann heißt es, den Atem anzuhalten und Gottes Geist in sich hineinzulassen.

Gott sagte zu Mose: Sehen kannst du mich nicht, aber hinter mir her kannst du sehen.

Glauben im Nachhinein? Vielleicht. Und darum ist auch der Glaube im Alter eine ganz besondere Sache. Da lernt man zu sehen, was zwar schon immer da war, aber man bisher nicht so hatte sehen können. Gott lehrt uns vieles zu sehen, was wir bislang nicht sehen wollten oder konnten. Und am Ende, so schreibt Paulus an anderer Stelle, sehen wir Gott von Angesicht zu Angesicht und werden erkennen, wie wir von Gott erkannt werden.

Was mag Gott an uns sehen, was wir selbst jetzt nicht sehen und verstehen?

Wer übrigens alles nur durchschauen will, sieht nichts. Wenn sich aber zwei Herzen einander öffnen, dann erkenne man, was dem anderen fehlt und was ihm gut täte.

# Ich schäme mich des Evangeliums nicht

*Röm 1,13-17*

Auf dem Weg nach Rom, als Gefangener des Kaisers wegen Aufsässigkeit kam Paulus auch nach Kreta. Wir mögen es uns so vorstellen: Auf unserer Insel wurde eine längere Pause gemacht, dann schrieb er hier seinen berühmten Brief an die Römer und gab ihn Seeleuten mit, die vor ihm Rom erreichen sollten. Das weiß man nicht, aber es könnte so geschehen sein.

Warum ich das mir gern so vorstelle? Es ist hilfreich, sich klar zu machen, dass die Bibel nicht im luftleeren Raum entstanden ist, sondern in dieser unserer Welt verfasst wurde.

„Ich schäme mich des Evangeliums nicht.“

In meiner Kindheit hatte dieser Satz aus dem Römerbrief für mich einen bestimmten Klang. Der Glaube galt nicht nur wenig, in der Schule musste ich mir anhören, dass er etwas für dumme, unaufgeklärte Leute oder Betrüger sei, denn wirklich an Gott zu glauben sei ja wohl das Dümmste der Welt. Dann könne man auch an Geister und Trolle glauben, im Gegensatz zur wissenschaftlichen Weltanschauung des Marxismus. Die wirkt heute freilich auf die Meisten ziemlich hölzern, falsch und unvollkommen, aber die Frage bleibt. Schämen wir uns des Evangeliums? Zumindest ein wenig? Ist das nicht doch etwas nur für alte, müde gewordene Leute, die lieber nicht viel nachdenken und sich die Welt so ausmalen, wie sie sie gerne hätten, weil sie die Zeit nicht mehr recht verstehen?

Uns können umgekehrt auch Leute peinlich sein, die allzu laut und stolz herum posaunen, was sie für überzeugte Christen seien. Und dann reden sie vom Weltuntergang oder seltsamen Wundertaten, die sie erlebt hätten. So sieht mein Christentum nicht aus. Stolz, Sturheit und Evangelium vertragen sich auch schlecht miteinander, Demut ist angesagt. Überhaupt gibt es jede Menge Missverständnisse in Bezug auf den Glauben in der Welt.

Streng gläubig nennt man zum Beispiel Leute, die die Evolution ableugnen, Mädchen wieder von den Eltern verheiraten lassen, Homosexuelle verurteilen und Wundertäter spielen. Als würde



Strenge auch automatisch Wahrheit bedeuten! Streng zu glauben ist von vornherein verkehrt. Gott ist kein Kerkermeister.

Aber steht so etwas nicht sogar wörtlich in der Bibel?

Das sogenannte wörtliche Verstehen der Bibel ist eine unangebrachte Vermischung der Sprachwelten von einst und heute und oft Schuld an groben Missverständnissen. Wir tun dann, als hätte man schon immer die Worte so gebraucht und verstanden, wie wir heute es tun.

Ein Beispiel dafür? Unsere Epistel spricht von der Gerechtigkeit Gottes. Verwechseln wir das mit modernen Vorstellungen davon, dass ich bekomme, was mir zusteht, mache ich Gott unter der Hand zu meinem Komplizen. Dann belohnt Gott die Gläubigen mit Erfolg und Wohlstand, und wir brauchen nicht danach zu fragen, auf wessen Kosten unser Reichtum beruht? Das sei ferne! Ein gutes wörtliches Verstehen der Heiligen Schrift hinterfragt dagegen unseren Gebrauch von der Schrift her.

Wirtschaftlich erscheint unser Glaube eher als Ladenhüter, etwas, was man künstlich aufblasen muss, damit es überhaupt noch beachtet wird. Das Evangelium hat offenbar vielen kaum etwas zu sagen.

Paulus aber schreibt: Es ist eine große Kraft Gottes, die selig macht. Ich finde es beeindruckend zu sehen, wie hier auf Kreta kräftige junge Männer sich bekreuzigen, wenn sie nur einer Kirche ansichtig werden oder mit ihren Kindern auf dem Arm in die Kirche gehen, eine Kerze anzünden und den Kleinen vormachen, wie man sich vor einer Ikone verbeugt und sie küsst. In Deutschland zeigen sich junge Leute in Bezug auf Glaubensfragen deutlich zurückhaltender. Sie wissen damit kaum etwas anzufangen. Aber das liegt nicht am Evangelium. So, wie sie von der Sache denken, die sie kaum kennen, würde ich auch nicht viel davon halten.

„Der Gerechte wird aus dem Glauben leben.“ So zitiert Paulus dann den Propheten Habakuk und hält das den Römern vor, den Leuten aus der Hauptstadt des Weltreichs. Für wen hielt sich Paulus und wer wusste in Rom schon groß etwas von Habakuk? Der war damals schon über 600 Jahre tot und galt in Rom einfach mal nichts. So als würde man sagen, irgendeine Frau aus

Mittelindien habe irgendwann in der Vorzeit mal etwas geäußert. Mit so einem Satz von Habakuk konnte in Rom eigentlich kaum jemand etwas anfangen: „Der Gerechte wird aus dem Glauben leben.“ Man konnte ihn höchstens missverstehen.

Unter Gerechtigkeit verstand man in Rom einerseits zwar irgendwie auch das Gleiche wie bei den Juden, andererseits aber auch etwas völlig anderes. Der Kaiser fand es zum Beispiel durchaus gerecht, andere Völker zu überfallen und sich ihre Reichtümer anzueignen oder ggf. auch mal den eigenen Bruder zu ermorden, um an der Macht zu bleiben. Und Glauben? Das hieß für viele damals, Angst vor Göttern zu haben und mit Hilfe von Opfern sich Unglück vom Leibe zu halten.

„Der Gerechte wird aus dem Glauben leben“. Für die Römer ergab dieser Satz entweder einen ganz anderen Sinn, oder eben auch gar keinen.

Paulus aber öffnet im Glauben sein Herz der Kraft des Einen Gottes. Ein ganz anderer Maßstab des Handelns als in Rom üblich ergibt sich auf diese Weise. Es sind nicht etliche Götter für dies oder das da, sondern es ist Ein Gott für alle Menschen. Nicht die Fertigkeit, mit einem Kurzschwert umzugehen, ist Ausdruck von Tapferkeit, sondern der Mut, sich mit der Botschaft von Gottes Liebe auseinander zu setzen.

Das Christentum war dem antiken Weltbild in vielerlei Hinsicht wie gegen den Strich gebürstet. Auf der anderen Seite war es aber nicht nur Widerspruch, sondern auch Bestärkung und Bestätigung. Gut und gerecht wollte auch der anständige Heide sein. Gerechtigkeit, die aus christlichem Glauben erwächst, sieht gründlich anders aus als imperiale Weltoberungspläne. Heute würden wir es so ausdrücken: Das Konzept der Gerechtigkeit des Paulus war dem des Kaisers damals weit überlegen.

Was verstehen wir unter Gerechtigkeit? Was verstehen unsere Nächsten oder bestimmte Politiker oder Wirtschaftsmanager darunter? Könnten wir uns überhaupt auf eine gemeinsame Definition einigen? Aber vielleicht ist die Suche nach einer abstrakten Generalformel nicht der rechte Weg.

Es liegt mit der guten Gerechtigkeit nicht nur an einer wunderbaren Idee und Klugheit für sich, sondern sie muss durch

das Herz der Menschen gehen, akzeptiert und gewollt werden. Ob eine Entscheidung jeweils gut und recht ist, hängt zum einen davon ab, wie es konkret um die Umstände bestimmt ist und wen es betrifft. So kommt zum Beispiel einiges für Menschen mit Behinderungen anders zu stehen, als für von Gesundheit und Kraft strotzende Menschen. Oder in Brasilien liegen die Dinge völlig anders als in Schweden. Aber wer entscheidet, nicht nur, wie es gemacht werde, sondern was dann und dort gut und gerecht ist? Wie gut wäre es, wenn da ein Gott wäre, der uns lehren könnte, wie wir da zu verantwortungsvollen gerechten Entscheidungen gelangen können, Schritt für Schritt! Psalm 119 sagt: Dein Wort Gott, ist meines Fußes Leuchte. Also nicht der große Scheinwerfer, der alles in das gleiche Licht taucht. Das ist das Problem auch bei den besten Gesetzen: Es schert immer alle über einen Kamm.

Gott lehrt und erlässt kein Idealgesetz. Wir lernen vielmehr im Gegenüber zu Gott, uns gut und recht zu verhalten, wir lernen es Schritt für Schritt und immer wieder neu. Was ist jetzt gut im Angesicht Gottes? Da ist die anhaltende Frage mehr wert als jede sich überlebende Antwort.

Jemand hat einmal gesagt, wenn es Gott nicht gäbe, man müsste ihn unbedingt erfinden. Allerdings würde ein erfundener Gott nicht Gott sein. Hier feiern wir eben keine Idee, sondern fragen nach Gott, lassen uns von ihm infrage stellen. Ich denke, wir trauen uns weithin nicht zu glauben, dass wir als Kirche mit unseren gesellschaftlich kaum ins Gewicht fallenden Gottesdiensten der Welt viel zu sagen hätten. Vielleicht schämen wir uns des Evangeliums nicht, aber wir trauen ihm nicht mehr viel zu.

Uns geht es wie Paulus und seinem Freund Titus damals auf Kreta. Wer waren sie schon? Der Zeltmacher Paulus setzte sich hin und schrieb seinen Brief an die noch junge kleine Gemeinde in Rom, nicht ahnend, wie viele Millionen Menschen eines Tages ihn lesen und bedenken und Bücher darüber verfassen würden. Aber dass das, was er da in Worte fasste, Bedeutung für die weite Welt haben würde, war ihm schon klar. Er hatte sich das nicht selbst ausgedacht, er legte den Hauptstädtern nicht seine Ideen vor. Er hatte nur etwas von Gott begriffen.

Wir kennen das vielfach aus der Geschichte: Da sitzt jemand in seinem Kämmerlein wie Kopernikus, rechnet und beobachtet und traut sich nicht, seine Erkenntnisse zu veröffentlichen. Und dann stürzte damit das damalige Weltbild zusammen.

Oder Martin Luther, der in seiner Klosterzelle mit seinem Gewissen kämpfte und dann eine Vorlesung an der Universität daraus erwachsen ließ. Das war der Beginn einer Umwälzung, die ganz Europa erfasste. So geht es auch mit der Kunst oder manchen Erfindungen, die bisweilen erstaunlich einfach sind, und dann fallen die Dominosteine.

Das Evangelium, das Wort Gottes, verglich Christus mit Samenkörnern, die uns in die Herzen gesät werden und dort guten Acker finden können. Wir können das Wort Gottes auch vergleichen mit einer Gebirgsquelle. Sie schaut harmlos mit ihrem schwachen Plätschern aus, und hier auf Kreta sind sie auch mehr als das halbe Jahr noch trocken. Und doch haben sie tiefe Schluchten ins Gebirge geschliffen, Steine erweicht, Landschaften geschaffen. Die kleinen Quellen fließen und fließen und speisen die Meere.

So brauchen wir uns des Evangeliums nicht zu schämen. Es ist Gottes Wort, bewirkt von dem Geist unseres Schöpfers und Erlösers. Eher sollten wir uns schämen, wenn wir diese Kraft zum Guten gering achteten und nicht weiter ernst nähmen, nur weil das gerade nicht weiter üblich ist.

Ein weiteres Beispiel aus der Kirchengeschichte, die weit mehr ist als ein kleines Teilgebiet größerer Weltgeschichte: Als das Römische Reich einige hundert Jahre nach Paulus im Westen in sich zusammenbrach, fasste der Mönch Benedikt - übersetzt „der Gesegnete“ - einen Plan. Er verfasste aufgrund des Evangeliums eine neuartige Lebensregel für sich und seine Freunde im Kloster: So wollten sie von nun an miteinander leben, beten und arbeiten. Diese Klosterregel machte Geschichte, jedoch nicht sogleich, aber im Laufe der Jahrhunderte. Es entstand so allmählich die Vorstellung, dass die gesamte Gesellschaft sich als Kirche ansah, in der jedermann füreinander verantwortlich sei. Der hohe Anspruch, gut und gleichberechtigt miteinander umzugehen, und zwar mit Allen nach Maßgabe des Evangeliums, das wurde übertragen auf ganze Länder und schließlich den ganzen Erdball.

Aber schon im Kloster von Nursia in Italien war es so gewesen, dass alles daran hing, dass man täglich auch miteinander betete, denn der wahre Herr des Klosters war nicht der Abt, den man sich gewählt hatte, sondern Christus, also der Eine Gott. Es ging nicht um eine Idee, die man nur verwirklichen musste, es ging um Einträchtigkeit im Leben und Glauben, wo man schmerzlich spürte, wenn es seinem Nächsten schlecht erging. Und mit ihrer Barmherzigkeit machten die Mönche nicht bei sich selbst Halt, sondern erwiesen Gastfreundschaft jedem, der an ihre Pforte klopfte, ohne zu fragen, was er glaube oder ob er die Wohltaten auch verdiene. So regiert Gott, er will das Heil aller Menschen, nicht nur der Frommen. Das Evangelium gilt nicht nur einer Fangemeinde.

Schaue ich mich heute in der Welt um, denke ich, solche guten Impulse haben wir bitter nötig. Wir brauchen uns nicht des Evangeliums zu schämen, auch oder gerade in einer Zeit, wo Erfindungen, Theorien und Projekte sich überschlagen und sich einander auch bisweilen im Wege stehen. Es ist bei alledem extrem wichtig, dass wir nach Einträchtigkeit im Leben mit allen Menschen streben. Das lehrte Paulus, das lehrt uns das Evangelium, auch wenn so etwas damals aktuell in Rom nur sehr Wenige hören wollten oder auch nur verstanden.

Unscheinbar wirkt die Kirche von heute, oft auch skurril, verstaubt, verirrt oder verfahren, aber solange Gott in ihr wirkt, kann seine Gerechtigkeit darin offenbar werden. Manchmal gibt es auch in den Kirchen lange Trockenzeiten. Da scheint der Himmel wie verschlossen. Das geschieht, wenn die Menschen oder die Kirche als Institution denken, den Auftrag Gottes aus eigener Kraft und Weisheit bewerkstelligen zu können. Schließlich seien sie Experten genug, um diese Sache eben mal verwalten und organisieren zu können.

Doch dann kommt wieder eine Zeit, da man aufräumen muss, damit die Quelle oben in den einsamen Bergen wieder ungestört von eingebildetem „Menschenwitz“ ihren Weg nehmen kann, wie man in der Reformationszeit gern die Überheblichkeit des Menschen bezeichnete.

# Verklärung

2 Mose 3,1-12; 2 Kor 4,,6-10; Mt 17,1-9

Kennt ihr noch Schweinchen Dick? Am Ende jeder Fernsehfolge hieß es: „Und immer schön fröhlich bleiben!“ Das passt nur bedingt zu einer ernsthaften Predigt, möchte man meinen, aber auch im Psalm der Woche heißt es: „Es freue sich das Erdreich und es seien fröhlich die Inseln.“ Das bedeutete freilich nicht einfach, dass man vor allem und immer in sich selbst vergnügt sein möge, so wichtig und gut das ist. Es ist schön, wenn das gelingt, trotz aller Ärgernisse, die einem das schöne Leben verderben mögen. Grund für die Fröhlichkeit im Psalm ist: „Der Herr ist König, des freue sich das Erdreich und seien fröhlich die Inseln.“

Schauen wir uns in der Welt um, und zwar mit der Brille der Nachrichten, fällt uns viel in den Blick, was uns an eine andere Zeile desselben Psalms denken lässt: „Wolken und Dunkel sind umher, Berge zerschmelzen wie Wachs.“ Es gibt allzu viel, was nicht zu Gottes Willen passt, oder - wie das Vaterunser sagt - wo der Name Gottes nicht geheiligt wird.

Dennoch fröhlich sein, sich freuen auf der Insel, auf der wir leben, auch im übertragenen Sinn? So manch einer ist aus Deutschland in den Süden auch darum gezogen, um Abstand zu schaffen, wovon auch immer. Können und sollen wir so auf Gott unser Vertrauen setzen, dass wir uns beruhigt ins innere Exil begeben? Gott will doch nicht, dass wir blauäugig sind und uns im Schloss der Träume und Illusionen einrichten. Glaube als Weltflucht?

Gott wurde Mensch, und ein leichtes Leben hatte er nicht. Aber er war keine tragische Figur. Er predigte Seligkeit denen, die es schwer haben um der Gerechtigkeit willen.

Gottvertrauen ist eine große Sache. Es heißt: Verzage nicht. Gib das Hoffen nicht auf. Liebe aus ganzem Herzen, mit ganzer Seele! Und Fröhlichkeit, Gelassenheit, innere Freude, das gehört zur

Liebe aus ganzem Herzen, mit ganzer Seele einfach dazu, ebenso wie Schmerz und Trauer.

Im Psalm heißt es weiter: Sie sehen die Blitze von Gottes Licht und erschrecken. Das Geschäft mit dem Erschrecken haben heute Terroristen übernommen, sie wollen mit ihren Provokationen die große Auseinandersetzung erzwingen. Sie sehen sich von lauter Feinden umgeben, schlagen drauflos und bekommen auf diese Weise, was sie wollen: Feinde im Übermaß. Terroristen sind Meister im Fach selbsterfüllender Prophetie.

Ganz anders das Erschrecken vor Gottes Licht: Da erkennen wir höchstens, wie dumm wir uns als Menschen anstellen. Wir erkennen in diesem Licht unsere Sündhaftigkeit, also auch, was man besser nicht tun und lieber lassen sollte. Als dumm in diesem Sinn erweisen wir uns, wenn wir uns solch ehrlichem Erschrecken verweigern.

Wirksames Gegenmittel zur Dummheit sind Licht im Dunkel, Aufklärung, viele Gespräche und gemeinsames Nachdenken, aber eben auch Freude und Fröhlichkeit. Wir sollten gerade diese Gottesgabe nicht gering achten. Das fürchten und hassen die Terroristen und Angstmacher am meisten, wenn man sich nicht einschüchtern lässt. Wer trotz Bedrängung zu lächeln vermag, zeigt, dass er sich nicht beugt.

In der Epistel haben wir gehört: „Licht soll aus der Finsternis hervorleuchten. Gott hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, dass die Erleuchtung entstünde zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Christi.“

Wer sich freut und fröhlich ist, lächelt, lacht und strahlt. Ein Gesicht sieht schöner aus, wenn es zu lächeln weiß, nicht aufgesetzt oder eintrainiert wie für ein Bewerbungsfoto, sondern ehrlich und von innen heraus. Ein Gesicht, das Gelassenheit und Freundlichkeit ausstrahlt, erzählt von innerer Freiheit. „Wir sind von allen Seiten bedrängt, aber wir fürchten uns nicht.“ Wir brauchen uns nicht fürchten, weil wir von Gottes Herrlichkeit wissen, die im Glauben unser Herz zur Liebe entzündet.

Heute begehen wir das Fest von Christi Verklärung. Da sagten die drei Jünger Jesu auf dem Berg Tabor: „Herr, hier ist gut sein!“ Das gilt auch für uns, die wir uns im Glauben versammeln, denn

darin haben wir einen „Schatz in irdenen Gefäßen“, eine „überschwängliche Kraft“, wie die Epistel sagt.

Da standen sie also auf dem Berg, und Christus unterhielt sich mit Mose und Elia, als wären sie damals nicht schon lange tot und vergangen gewesen. Elia und Mose standen für die Propheten und die Tora, die fünf Bücher Mose, die ganze Glaubenswelt des Gottesvolkes. Und da begriffen sie: Christus bedeutet das Himmelreich. Ihr Rabbi, Freund und Glaubenslehrer ist der Dritte im Bunde. Zum Gesetz des Gottesvolkes und den Propheten ist Jesus Christus hinzugegetreten, und er ist der Größte unter ihnen. Auf ihn zu läuft alles hinaus, er ist A und O allen Glaubens. „Herr, hier ist gut sein!“

Unsere Kirchen sind schöne Häuser. Ästhetik ist hier keine Zugabe, die Herrlichkeit Gottes darf spürbar werden in Musik und Kunst. Hier singen wir, danken Gott, suchen und finden Freunde. Wir verschließen die Augen nicht vor dem Himmelslicht, mit dem Gott seine Liebe unserem Streit und unseren Dummheiten entgegenhält. Wir halten den Blick aus, den Gott in unser Herz wirft, oder versuchen es doch zumindest. Wir wagen dieses Vertrauen, wenn vielleicht auch zögerlich. Und dann halten wir vielleicht auch besser den Blick nach draußen und in unser manchmal finstere Herz aus. Oder pflegen wir lieber bequeme Dummheit, legen uns mit scheinbar schlaun Sätzen beruhigende Scheuklappen an, damit wir den Lärm der Straßen, unserer Zeit ignorieren können?

Es gibt viel Dummheit. Gab es immer schon. Ich meine damit nicht, dass Menschen nicht gut rechnen könnten oder schlicht gestrickt seien. Ich meine das Wegschauen.

Viele Nachrichtenredaktionen haben es verstanden: Man muss auch gute Nachrichten senden, sonst bekommen wir das Dunkel nicht mehr aus der Seele. Man kann vor lauter Finsternis manchmal das Licht nicht mehr finden. Und eigentlich wissen wir das auch: Es gibt viel Licht und das, was wir positive Ansätze nennen. Trotz aller Katastrophenmeldungen ist das Gute noch lange nicht verloren. Bloß, dass das meist davon nicht spektakulär ist. Es ist kein Event, wenn eine Mutter sich Tag für Tag um ihr Kind kümmert oder wenn jemandem für den Moment geholfen



wird. Es werden nicht nur ständig neue Waffen erfunden, sondern auch Wege eingeschlagen, die uns gut tun werden.

Leichter erscheint es freilich, sich mit Romanzen, Ablenkung und Unterhaltung einzudecken, also die Seele abhauen zu lassen, fort ins private Exil und nette Träume. Gottes Licht aber will nicht ablenken oder nur unterhalten. Seine Blitze, von denen der Psalm spricht, gleichen nicht den Zornesstrahlen eines wütenden Zeus. Gottes Licht deckt auf.

Heute ist der Sonntag der Verklärung. Wir haben das schöne Wort im Sprachgebrauch verdorben. Wir sagen: Verklär das mal bloß nicht, es ist in Wirklichkeit nicht so schön. Dabei diente Luther das Wort als Übersetzung für Metamorphose, Transfiguration, wunderbare Verwandlung. Wir haben es bei der Geschichte des Evangeliums also nicht mit einer Vision zu tun, einem kollektiven Traum, sondern mit Wirklichkeit. So war es auch bei Mose mit dem Dornbusch. Es geht auch bei der Deutung dieser Geschichte nicht darum, ob es sich vielleicht um eine flirrende Fata Morgana oder eine bestimmte Strauchart, den *rubus sanctus*, gehalten hat: Gott ist Mose begegnet und hat zu ihm gesprochen, in echt, wie wir als Kinder sagten. Doch das war so anders, dass man es nur als Wunder erzählen kann. Die Geschichte handelt nicht von einem blühenden Brombeerbusch, sondern von Gott.

Und so sollten wir auch in unseren Gottesdiensten etwas anders sehen, als bloße kirchliche Veranstaltungen. Sonst läuft unsere Geschichte als Kirche irgendwann aus, wird blass und kraftlos. Alles, was der Mensch anfängt, hört irgendwann auf, nicht aber, was Gott beginnt. Wo zwei oder drei, wie Johannes, Jakobus und Petrus, im Namen Christi versammelt sind, ist er mitten unter uns, „für und für“, wie man sich früher so schön ausdrückte.

In einer nordeutschen Stadt hat es jüngst eine Propstin fertig gebracht, laut darüber nachzudenken, ob sich Gottesdienste mit durchschnittlich weniger als 15 Personen noch lohnen. Vielleicht hat sie ja Betriebswirtschaft studiert? In Süddeutschland hat man Gemeinden neuerdings einem Rating unterworfen, sie wirtschaftlich eingestuft, und danach entscheidet man, ob eine Kirche verkauft wird oder nicht oder ob man Gottesdienste hier

oder dort noch weiter feiert. So zu denken und zu handeln ist purer Atheismus.

Mose war nur einer, Jünger gab es nur zwölf. Liebe denkt nicht betriebswirtschaftlich und braucht auch keinen Erfolg, keine schwarzen Zahlen. Sie rechnet sich nicht.

Und Gott ist Liebe. Die Pröpstin hat das vermutlich in ihrer Angst, als Kirche bedeutungslos zu werden ganz vergessen. Sie hat mehr so die 99 oder noch verbliebene 55 Schafe im Sinn. Das Verlorene Schaf ist aber nicht der aus der Kirche Ausgetretene, sondern das sind du und ich. Es ist für die Wahrheit und Notwendigkeit eines Gottesdienstes völlig egal, ob wir im Gottesdienst zehn oder dreihundert sind.

Die besorgte und rechnende Pröpstin hat ganz sicher ihre guten Gründe bei dem Pastorenmangel und all den düsteren statistischen Vorhersagen. Sie ist laut Kirchenordnung auf eine bestimmte Art Chefin einer Verwaltung, und die handelt eben so. Aber dumm ist es dennoch. Im Gottesdienst ist Gott am Werk. Sollen wir ihm vorrechnen, wann es sich für ihn nicht mehr lohnt? Man sollte eigentlich über diese dumme Geschichte getrost lachen können, wenn da nicht die Gemeindeglieder so traurig wären, die leider das Soll nicht erfüllen konnten.

Wenden wir uns nochmals Mose zu, allein in der weiten Steppe. Er war Flüchtling und hatte sich gerade in der Fremde mühsam integriert. Und dann sendet Gott ihn einfach mal zurück. Er soll sein Volk aus Ägyptenland befreien, dem Sklavenhaus seiner Sippe. Das war ein völlig irrsinniges Unterfangen, absolut unrealistisch. Er konnte froh sein, wenn man ihn nicht sowieso gleich bestrafte, schließlich drohten ihm dort Gefängnis oder Tod.

Bisweilen muss man aber tun und wagen, was jede Statistik für aussichtslos hält, wovon Stimmen von Experten einem abraten. Wenn es Gott ist, der einen dazu sendet, es um Liebe geht, das Gute, auf das alles ankommt, muss man einfach gegenan. Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, der Wille, dass geholfen werde und es Friede werde, das wagt auch Unmögliches. Dann braucht es Wunder.

Wir kennen die Geschichte von Mose, die wir den Exodus nennen. In jedem Supermarkt begegnet uns hier auf Kreta das

Wort: Da geht es wieder hinaus. Ob wir aus unseren globalen Problemen wieder heraus gelangen? Ob Menschen mal wieder neu auf Christus hören, vielleicht aber auf ganz andere Weise als bislang? Das hat die Menschheit immer wieder getan. Sie hat immer auch weg gehört, Gottes Wort gemächlich missverstanden oder gar seinen Namen missbraucht. Doch dann hat man wieder hingehört, oft auf ganz neue Weise. Das konnte niemand so vorhersehen. Es kommt immer auch anders, als man denkt.

Und als das Volk Gottes dann das Rote Meer trockenen Fußes gegen alle Wahrscheinlichkeit im letzten Moment durchquert hatten, sang Miriam ihr großes Siegeslied und tanzte voll Erleichterung, Freude und Freiheit. Und eben diese Freude lag schon damals in der Stimme Gottes, als Mose ehrfürchtig die Sandalen vor ihm von den Füßen nahm und sehr zögerlich auf Gott hörte, wie niemand vor ihm, wie niemand nach ihm Gott begegnete.

Was hat Gott mit uns vor, was sagt er uns, mir oder dir in unserer Zeit, in unserem Leben? Viel mehr, als unser Herz fassen kann. Wir bitten Gott um Bewahrung, und dass er uns behüte, obwohl wir keine Ahnung haben, wie das gehen soll. Wir haben guten Grund, gelassen und fröhlich zu sein, trotz der Bitterkeit, mit der uns das Leben bisweilen begießen will. Denn Gott gibt uns einen Frieden, den uns so die Welt nie und nimmer geben kann.

# Gottes Wort

*Lk 8,4-15*

Dieser Sonntag im Vorfeld der Passionszeit ist dem Wort Gottes als Thema gewidmet. Das ist einerseits eine einfache Sache, auf der anderen Seite stellen sich viele Fragen. Nach der Lesung des Evangeliums heißt es in unserer Liturgie: „Wort des lebendigen Gottes!“ Und die Antwort lautet: „Lob sei dir, Christe!“ Denn Christus ist das Wort Gottes, er selbst, und nicht nur, was er gesagt oder was davon in den Evangelien aufgeschrieben und uns erzählt, überliefert worden ist. Gottes Wort ist Mensch geworden, jubelt die Christenheit nicht nur zur Weihnacht, sondern in jedem Glaubensbekenntnis.

Und da kommt es überhaupt nicht darauf an, wie er ausgesehen hat, oder was für ein Psychogramm man für diesen Menschen erstellen würde. Er ist nicht nur eine historische Figur unter vielen anderen. Was an ihm wichtig und wesentlich ist, sagen die Evangelien und das ganze Neue Testament in aller Klarheit: So ist Gott Mensch geworden. Hört auf ihn, seht auf sein Leben, sein Wirken, so hört ihr Gott.

Zu einem Wort gehören mindestens drei Dinge: Zunächst ist da die Sprache, durch die das Wort Bedeutung bekommt. Und die Sprache Christi ist das Judentum, darum achten wir auch das Alte Testament als Heilige Schrift. Ohne diese Sprache aus Gottes Geist verstünden wir Christus nicht.

Dann gehört zum Wort jemand, der etwas sagt. Und in Christus spricht Gott. Es geht hier nicht um in die Welt gesetzte Ideen, sondern darum, dass Gott zu uns auch hier heute redet.

Und zum Dritten gehört zur Wirkung aller Worte der, der es wie auch immer aufnimmt und es in ihm eigenes Leben gewinnt. Wir gehören also auch zum Wort Gottes, indem wir darauf hören und es wie Maria in uns bewegen und wirken lassen. Heute und hier geschieht Offenbarung.

Worte existieren also nicht für sich, auch wenn es den Anschein hat, man könne Sätze schwarz auf weiß nach Hause tragen und zwischen zwei Buchdeckeln im Regal in aller nötigen

Ausführlichkeit besitzen. So, wie man heutzutage denken könnte, auf den gigantischen Servern wäre das Wissen der Welt sicher aufbewahrt. Internetseiten, auf die niemand zugreift, erklärt die digitale Welt für tot, wirkungslos. Ohne einen Hörer ist ein Wort nicht einmal halb. Es verfliegt wie der Rauch einer E-Zigarette. Erst wenn jemand die Bibel oder ein anderes frommes Buch aufschlägt und sich damit auseinandersetzt, die Sätze in sich anhört, in Herz und Hirn wieder zum Leben erweckt, ist es wieder da. Die Bibel ist ein Brief an uns, und wir sind als Christenheit Brief an die Menschheit, und das will immer neu geschrieben und gelesen werden.

Autoren von Poesie oder Romanen verstecken sich gern hinter den Zeilen. In Gedichten ist es ein sogenanntes lyrisches Ich, das nicht einfach identisch ist mit dem Wortkünstler selbst. In Romanen ist es Fiktion, Ausgedachtes nach dem Motto: Könnte doch so sein, folge nur meinen Gedanken. Und mich als Autoren brauchst du gar nicht kennen.

So macht es Gott nicht mit seinem Wort. Es gibt uns als seine Kirche. Er verbirgt sich nicht hinter seinem Wort, er offenbart sich uns damit. Und auch wir, die wir ein Brief an die Welt sind, gehören anders in das Geschehen als der Autor in seinen Roman. Darum sollen die Prediger möglichst auch mit ihren Gemeinden zusammen leben, ihre Pfarrwohnung gleich neben der Kirche beziehen und Teil der Gemeinde sein.

Doch Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken, lesen wir in unserer Heiligen Schrift. Wie übersetzen sie sich uns? Und wer ist überhaupt Gott? Da er – von Christus abgesehen – nicht auf Erden herumläuft, ist man immer wieder auf den Gedanken verfallen, er gliche den Romanfiguren, er sei nur Ausdruck einer wie auch immer gearteten Religion, er sei letztlich erdichtet, Objekt der Philosophie oder eine, wenn auch ehrenwerte, doch fixe Idee. Selbst Theologen sind schon solchen Gedanken verfallen.

Aber wenn er nicht nur ein Produkt unserer Einbildungen oder schlaun Gedankensysteme ist, sondern vielmehr wir Kreatur seiner Hand, dann geht es nicht nur um etwas, was man mit Büchern oder Liedern tradiert, nur halt weitersagt wie eine Botschaft oder Idee. Dann sollten wir ihn als ein sprechendes Gegenüber wahrnehmen. Darum haben wir Gottesdienste, beten

und sind nicht nur ein traditionsreicher Überzeugungsbuchklub. Wir nehmen Christus als das Wort des lebendigen Gottes, des Schöpfers aller Welt wahr. Er spricht nicht nur in einer Sprache, als Mensch begegnet er allen Völkern und Sprachen, so wie ich eine Vietnamesin vielleicht nicht sogleich verstehe, wir aber doch dazu fähig sind, einander zu verstehen. Das unterscheidet uns von Islam und Judentum: Wir haben keine heilige Sprache.

Dass unsere Theologen Hebräisch lernen wegen des Alten Testaments, ist erst im 16. Jahrhundert aufgekommen. Und Erasmus von Rotterdam musste sich damals erst mühsam ein möglichst historisch genaues griechisches Neues Testament zusammensuchen. Wir haben gar kein Original unserer biblischen Schriften. Das sind in unserer Hand alles Übersetzungen, sogar das Neue Testament selbst ist eine, denn Jesus sprach aramäisch mit seinen Leuten und das Alte Testament der Alten Kirche war nicht die hebräische, sondern die griechische Fassung.

Geht es da nicht ein wenig zu wie bei der Stillen Post? Oft genug war es so und ist es so. Die Kirchengeschichte ließe sich auch erzählen als eine lange Kette von Missverständnissen. Aber sie lässt sich auch lesen als fortlaufendes, immer neues Hören auf Gottes Wort. Es hört nicht auf zu sprechen. In jedem Herzen hinterlässt Gottes Wort andere Spuren. Glaube hat zu tun mit dem Wunder des einzelnen, immer besonderen Menschen, denn Gott ist Liebe. So hat Gott uns erschaffen zu seinem Bilde: Wir mögen nicht alle das Gleiche denken, aber wir mögen einträchtig und in Frieden miteinander leben, obgleich oder weil wir alle einander anders sind.

Schauen wir auf die Bibeltexte des heutigen Sonntags, die uns dazu vor allem Bilder geben vom Wort Gottes und wie es wirkt. Das nur jetzt einmal nebenher: Auch Bilder gehören zum Phänomen der Sprache, das merken wir in unseren Tagen mehr denn je. Wir schwimmen ja regelrecht in einer Bilderflut. Wir posten sie einander und werden auch in alle möglichen Richtungen durch sie bewegt und gelenkt.

Doch zurück zu den Bibeltexten unseres Sonntags heute. Da haben wir Sprachbilder. Wir schlagen also die Heilige Schrift auf und lassen sie zu uns sprechen. Hier ist es nicht nur ein Lesen im Kämmerlein, wie man alles Mögliche für sich ins Private zieht. Da

soll auch ein Sprecher oder Sänger der Botschaft sein. Und auch der Hörer ist nicht mit sich allein. Wir versammeln uns im Namen Christi. So ist Gott durch Christus im Heiligen Geist unter uns. Und wir nehmen nicht die Lesungen als Wort des lebendigen Gottes an uns wahr. Sicher wird nicht alles gleich zu mir sprechen und ich werde nicht alles gleich verstehen. Das ist immer so, wenn Menschen miteinander sprechen. Selbst wenn man denkt, man würde den anderen völlig verstehen, ist das oft nicht der Fall, sobald es über bloße Information hinausgeht. Dann wieder verstehen wir völlig, selbst das zwischen den Zeilen.

Eben davon erzählt das Evangelium: Gottes Wort ist wie ein Same. Er ist für uns kein Fertigprodukt, leicht und immer einfach zu konsumieren. Das Wort Gottes gleicht vielmehr einem Samen, der in einem guten Herzen erst allmählich wurzelt. Verstehen braucht Zeit.

Das muss man sich heutzutage deutlich sagen, denn die digitale Welt möchte uns gern dazu erziehen, möglichst viel möglichst schnell zu konsumieren. Easy listening, einfache Sprache ist zum Wert geworden, auch wenn jeder weiß, es ist bisweilen nur die halbe Wahrheit. Der Rubel muss schnell rollen, um immer höheren Gewinn zu erzielen. Es ist noch schlimmer: Je kürzer das Verstehen ist wie bei Bildern, die uns im Moment, im ersten Augenblick überzeugen sollen, umso weniger sind wir selbst noch etwas, umso mehr werden wir zum Spielball fremder, auch künstlicher Intelligenz.

Warum sich hinsetzen und lesen, ein echtes Buch in der Hand? Oder wie wir hier extra kommen, sich Zeit nehmen, um ein paar Sätze vorgelesen zu bekommen? Alles Wissen liegt doch bereit, verfügbar für jedermann. Es gibt Experten. Für uns als Nichtexperten reicht eine – im übertragenen Sinn – Bildzeitung. Die Lesezeit ist im optimalen Fall ein kurzer Blick, dann geht es weiter.

Verstehen im Sinn des Glaubens braucht Zeit und Anwesenheit. Darum gab und gibt es Mönche und Nonnen. Sie verschließen das Tor zur Welt für möglichst lange Zeiten und versuchen das Wort Gottes für sich in aller Ruhe auszuschöpfen. Sie wollen es auskosten, in sich wirken lassen. Sie dehnen die Lesezeit aus und behandeln Gottes Wort als Kostbarkeit, die man am besten

einander noch zusingt. Daran rauscht unser üblicher Zeitumgang wie Starkregen auf trockener Erde an ihnen einfach mal vorüber.

Das Wort Gottes kann eben auf Felsen und karge Erde fallen. Da hingegen schießt wenigsten das Kraut empor, aber nur für kurz. Oder Worte erreichen mich erst gar nicht, sie fallen auf die Wege unseres unermüdlichen Tuns, da tritt man drauf, wie auf die Tausenden Palmensamen auf den Straßen Heraklions. Vielleicht bedient sich wenigstens ein Vögelchen daran, wenn es denn hier überhaupt noch viele von ihnen gibt.

Oder aber eben: Ich lasse das Wort wie einen Samen in mir Wurzeln schlagen. Ich gewähre Gott großzügig auch mal ein wenig Redezeit in meinem Leben? Wie vermessen ist eine solche Haltung! Ein Herz, das sich Gott zuwendet, die Gnade seines Wortes wahrnimmt, den Tendenzen unserer Zeit zum Trotz sich dieser schwierigen Lektüre zuneigt und sie in sich wirken lässt, auf dass sie eine Haltung hervorbringt, das kann guter Acker sein.

Gottes Wort liegt auch mal brach, und das ist nicht schlimm. Das machen Samen auch so, das allermeiste geht dahin wie im Gleichnis. Oder aber sie wurzeln, treiben Blüte und Frucht. Aber wie alt ist ein Olivenbaum, und wie schnell und leicht wollen wir konsumieren! Wir sind vom Willen zu flinker Effektivität wie angetrieben. An die zehn Milliarden Euro kostet ein aktuelles Straßenbauprojekt von Deutschland nach Dänemark, nur um auf der Strecke 30 Minuten Fahrzeit einzusparen!

Als Jesus von Gottes Wort und den Samen sprach, sagte er: Der Same fällt in die Erde und stirbt. Dennoch bringt er Frucht, und das sogar reichlich. Das war auch mit Gott auf Erden so: Sie schlugen ihn ans Kreuz und hatten dennoch verloren. Für dieses Thema unseres Glaubens, unseres Verstehens nehmen wir uns Jahr für Jahr eine lange Passionszeit und eine ebenso lange Osterzeit, denn das ist nichts, was man eben mal fix versteht, sondern, was in uns lange wirken muss.

Glaube ist zwar Seelenmedizin, aber nicht so eine wie die Pillen, die nach wenigen Minuten schon alles in uns für uns erledigen. Ein Arzt sagte mir mal: Mit Medizin wirst du nach 14 Tagen gesund, ohne brauchst du dafür zwei Wochen. Mit dem Wort



Gottes ist es wie mit der Heilung, für die man dem Körper einfach Zeit lassen muss.

Das Wort Gottes hat Kraft uns zu trösten. Und es ist in meinem Munde wie Honig, es macht mich klug. Aber ich muss ihm Zeit geben, mich Gott zuzuwenden. Ich sollte mich dabei von Missverständnissen nicht allzu sehr verwirren lassen. Und deren gibt es viele. Es dauert oft, bis einem die Klarheit eines Gotteswortes deutlich wird. Das ist wie unter uns: Mal sagt mir jemand etwas wirklich Gutes und Wichtiges, und ich nehme es zunächst nicht weiter wahr. Aber es nistet sich vielleicht doch in meinem Herzen ein. Und dann entfaltet sich seine Güte in mir, aber mit der Zeit und bisweilen erst nach langen Umwegen.

Sonntag für Sonntag, Tag für Tag kann ich auf Gott hören. Dafür sind Sonntage, Gottesdienste, Gebet und Kirchen überhaupt da: Tritt für eine Zeit einmal beiseite. Bleib stehen, verharre. Schlaf dich nicht nur aus, sondern höre. Hier ist die Quelle auch deines Lebens. Gott ist für dich jetzt da. Verschmähe diesen Honig in deinem Mund nicht. Nimm Gottes Wort als Samen in dein Herz. Vertraue. Gott will zu dir kommen, weise ihm nicht die Tür. Denk nur nicht, du hättest längst alles verstanden, was Gott dir sagt. Schließe auch mal die Augen, nicht um der Welt zu entfliehen oder nur zu schlafen, sondern um dich dem Unsichtbaren zuzuwenden. Lass deine emsigen Hände einen Tag ruhen, damit Gott in dir wirken kann. Gottes Zeit ist die beste Zeit.

# Seelsorge

*Ps 31,2-10*

Der Psalm, den wir zu Beginn gehört haben, ist ein gesungener Hilferuf. Ist das möglich? Zu Hilfe schreit man und singt nicht. Oder haben wir es mit einer gesungenen Klage zu tun, schön tragisch? Der Psalm heute hat das Gottvertrauen nicht nur in Worte gefasst, wie man etwas geschickt einpackt, ein Geschenk zum Beispiel, oder wie man etwas in eine fertige Form füllt. Der Psalm ist Ausdruck tiefer Ergebenheit. Und so vermag der Beter zu singen, obgleich ihm Not äußerlich bis zum Hals steht. So steht es um unseren Glauben. Wir geben uns darein. Hier geht es also nicht vor allem um eine Art Weltanschauung im Sinne einer Welttheorie, einer intellektuellen Überzeugung. Glaube ist Gottesliebe.

Doch so weit kommen viele Menschen in Bezug auf unseren Glauben erst gar nicht. Sie halten sich auf bei allen möglichen Fragen, die man zuerst klären müsse: Ist da überhaupt ein Gott? Und was sollen wir genau von ihm denken und stimme ich dem auch zu? Bringt es mir etwas, ist Glaube von Nutzen? Wer sagt mir, dass da wirklich etwas dran ist? Muss ich das tun? Viele Glaubende sind zudem gerade keine besondere Werbung für diese Angelegenheit.

Wer freilich, wenn es um Liebe geht, so fragt und fragt, bleibt ewig im Wartezimmer sitzen. Bei der Liebe zwischen Menschen, und ich meine da schon die, in die man „fällt“, wie unsere kluge alte Sprache es ausdrückt, geht es anders zu. Der verliebte Mann, die verliebte Frau, sie scheinen der Umwelt bisweilen seltsam und unklug. Wie können sie sich nur ineinander verlieben? Sie passen doch gar nicht zueinander. Auch gibt man da unter Umständen mehr, als man erhält. Sie oder er hat doch solche Probleme, und so besonders schön finde ich diese Person vielleicht auch nicht. Dennoch schlägt das Herz wie wild angesichts dieses Wunders, das einem widerfährt. Erst fällt der Mensch in Liebe, dann beginnt man genauer hinzuschauen und ist gern bereit, alles Mögliche hinzunehmen, was einem eigentlich nicht passt.

In Zeiten, in denen man sich aussuchen kann, was man möchte und beständig umworben wird von Angeboten, kommt das den Menschen eher fragwürdig vor. Schließlich gibt es Partnerbörsen, da kann man filtern. Und mal sehen, ob das dann wirklich passt. Und wie lange das hält?

Wer nur so fragt, liebt noch nicht. Sicher muss man wohl auch um Freundschaft werben, auf sich aufmerksam machen, auswählen, sich vor bestimmten Leuten besser hüten. Aber wehe, man ließe sich auf gar niemanden mehr ein oder verfiere auf die gegenteilige Idee, sich zum Schaufenster zu machen, sich vor anderen zu produzieren, um Aufmerksamkeit zu erheischen, dann ist Enttäuschung vorprogrammiert.

Glaube an Gott verstehen wir besser im Muster der Liebe als mit den Werkzeugen der Philosophie oder gar der Marktgesetze. Das Hauptgebot der Bibel lautet: Liebe deinen Gott über alle Dinge, mit ganzer Kraft und ganzer Seele!

Wir könnten ein Experiment mit unserem Psalm machen:

Ich tue einmal so, als wäre er nicht an Gott gerichtet, sondern an seine Liebste, seinen Liebsten, oder eben an einen sehr guten Freund, dem man sich anvertraut. Ich formuliere dabei sehr frei, aber doch dicht am Text:

Bitte gib acht auf mich, dass ich nicht abrutsche. Halte mich, denn du willst mein Bestes. Höre mir zu, nicht nur mal eben nebenbei, sondern höre, was mein Herz bewegt, und das jetzt, denn ich brauche wirklich jemanden. Sei mir Halt, fest wie ein Fels. Gib der Stimme meines Herzens Raum in dir, sei mir wie eine Burg, hilf mir, innere Sicherheit zu finden.

Dein Name ist mir wichtig unter all den anderen, denn niemanden kann ich so ansprechen wie dich. Nimm mich für jetzt an die Hand und leite mich, wie man Blinde führt, denn ich habe die Orientierung verloren. Befreie mich aus den Verstrickungen, denen ich mit eigener Kraft nicht entkomme.

Du, mein Herzensfreund, gibst mir Kraft, du bist jetzt meine Stärke. Ich möchte mich auch auf dich einlassen können. Ich brauche einfach jemandem, bei dem ich mich völlig ungezwungen geben kann. Was mich verwirrt, mich verlieren lässt, nimm es mir ab, in deine Hände, nimm mich in deine Arme. Ich brauche das,

wie vielleicht niemals sonst. So kann ich mich vielleicht sogar jetzt freuen und fröhlich sein. Du nimmst mich wahr. Du siehst, wie fremd ich mir selbst geworden bin. Du weißt und spürst mit mir, was mich bedrückt. Vor dir gewinnen meine Füße neuen Raum. Du gibst mir Zeit, nicht als Frist, sondern wie Ewigkeit. Hole mich heraus aus meinen Ängsten, befreie mich vor dem, was meine Seele verfolgt und jagt. Sieh mich an und hilf mir durch deine Güte, von der ich weiß, sie wohnt in dir.

So sprechen Liebende, Freunde, ob nun mit solchen Worten oder nur mit einem Blick.

Glaube ist vor allem Gottesliebe, denn so können wir wirklich beten, zu Gott sprechen, uns auf ihn stützen. Der Gott liebt, der Lust hat an Gottes Wort ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, singt Psalm 1. Und damit senkt sich dann auch Liebe in uns, wie wir es in der Epistel gehört haben.

Man nennt dieses Kapitel aus dem 1. Korintherbrief auch das neutestamentliche Hohelied der Liebe. Die Verse dort gipfeln wie unser Psalm darin, Gott anzuschauen, genauer: sich von Gott ansehen zu lassen. Gott von Angesicht zu Angesicht, da werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.

Unser Sonntagspsalm ließe sich nochmals wenden, und zwar in die Perspektive der Seelsorge. So mögen wir zueinander sprechen oder doch im Herzen übereinander denken:

Du kannst mir vertrauen, dich mir anvertrauen. Ich möchte dir gerecht werden. Ich höre dir zu, will dir helfen. Lehne dich ruhig an mich, ich nehme dich in den Arm, wenn du magst und es dir gut tut. Du kannst mich ansprechen, ich begleite dich ein wenig, solange du mich brauchst und ich es kann. Lass dich von mir und meinen Worten aus deinen Verstrickungen ziehen, nimm für jetzt von meiner Stärke, lass mich dich halten. Ich würde mich freuen, wenn ich dir helfen kann, dich aus deinem Sumpf zu ziehen, deine Füße wieder festen Boden gewinnen zu lassen. Ich will nichts von dir, ich lasse dir deine Freiheit, wie du mir meine lässt. Ich gebe dir Zeit und Raum. Deine Güte kann und will ja neu erstehen, ich freue mich für dich und mit dir. Lass uns eine gewisse Wegstrecke miteinander gehen, wie man spaziert, ein paar Kreise miteinander ziehen mag.

Auf diese Weise ist der Psalm auch Lehrtext für Freundschaft. Und er singt davon, wer und was uns Gott sein kann, wenn wir zu glauben wagen.

Es tut gut, mit dem Psalm zu beten. So möchte ich diese Predigt auch mit den Worten, mit denen wir unseren Gottesdienst begonnen haben, beschließen: ...

„Herr, (unser Gott,) auf dich traue ich, /  
lass mich nimmermehr zuschanden werden, \*  
errette mich durch deine Gerechtigkeit !  
Neige deine Ohren zu mir, hilf mir eilends ! \*  
Sei mir ein starker Fels und eine Burg, dass du mir helfest !  
Denn du bist mein Fels und meine Burg, \*  
und um deines Namens willen  
wollest du mich leiten und führen.  
Du wollest mich aus dem Netze ziehen, /  
das sie mir heimlich stellten ; \*  
denn du bist meine Stärke.  
In deine Hände befehle ich meinen Geist ; \*  
du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott.  
Ich freue mich und bin fröhlich über deine Güte, \*  
dass du mein Elend ansiehst  
und kennst die Not meiner Seele  
und übergibst mich nicht in die Hände des Feindes ; \*  
du stellst meine Füße auf weiten Raum.  
Meine Zeit steht in deinen Händen. /  
Errette mich von der Hand meiner Feinde \*  
und von denen, die mich verfolgen.  
Lass leuchten dein Antlitz über deinem Knecht ; \*  
hilf mir durch deine Güte!“

# Jesus und Nikodemus

*Joh 3,14-21*

Worauf schauen wir? Was ist uns wichtig, wonach beurteilen wir etwas? Wovon lassen wir uns beeindrucken?

Unser Evangelium erzählt von einer nächtlichen Unterhaltung Jesu mit Nikodemus, einer der Pharisäer und „Obersten der Juden“, wie es dort heißt. Darum dies heimliche Treffen. Nikodemus wollte sich offensichtlich nicht kompromittieren, wenn er sich mit diesem jungen, aufsässigen Rabbiner aus Nazareth traf. Johannes gibt das Gespräch als einen grundsätzlichen Dialog wieder, der sehr viel mehr aussagt als nur ein eher zufälliges Treffen.

Die meisten unserer Gespräche und Begegnungen sind nicht mehr als flüchtige Begegnungen auf der Straße, wo man sich kurz in den Blick bekommt und dann weitergeht. Das ist bei uns oft so. Wir leben streckenweise nur en passant, wie im Vorübergehen.

Dann wieder bedeuten Begegnungen enorm viel, vor allem, wenn Menschen einander das Herz freigeben, im Gespräch sich offenbaren, unversehens etwas an sich selbst erkennen oder Großes entdecken. Solche Dialoge und Begegnungen sind wie Zündfunken. Ein derartiges Gespräch war das von Nikodemus und Jesus in jener Nacht, von dem wir einige Sätze gehört haben. Und weil Johannes der Evangelist sich klar war, dass in Christus Gott spricht, war das Gespräch Begegnung von Gott und Mensch. Das geht nicht en passant. Solche Berührung bleibt nicht ohne Folgen.

Der junge, aufsässige Rabbiner aus der Provinz war zu Gast bei dem bedeutenden Nikodemus, der einen Ruf zu verlieren hatte, so sah es aus. In Wahrheit aber war es umgekehrt: Nikodemus war es vergönnt, Christus zu begegnen. Verstanden hat er dies der Legende nach erst viel später. Das ist bei uns nicht anders. Man denkt: Na gut, ich gehe mal auch wieder zum Gottesdienst. Ich sollte wohl auch einmal wieder beten. Wenn wir so denken, machen wir uns da klar, wovon wir da reden? Wir sehen hin, ohne zu erkennen. Wir hören, ohne zu begreifen. Wir nehmen nicht wahr, wenn Gott unser Herz berührt. Oder wir warten vielleicht

auf ein großartiges Event, fromme Gefühle, wenn wir Gott begegneten. Dabei ist es so alltäglich wie das Atmen und die Sonne am Himmel. Glaube versteht im Nachhinein.

Jesus also sprach zu Nikodemus vom Menschensohn. Wir können, weil wir in Jesus den Christus sehen, ihn selbst dafür im Text einsetzen:

„Wie Mose in der Wüste die Schlange erhöht hat, so muss der Menschensohn, also Christus erhöht werden, auf dass alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben.“

Was dort in der Wüste vorzeiten geschehen war?

Es ist zu lesen in der alten Geschichte vom Auszug aus Ägypten, die auch damals schon lange vergangen war, und die doch auch noch ein Muster für uns heute abgibt: Die Kinder Jakobs hatten zwar endlich ihre Freiheit erlangt, aber nun begannen sie von neuem an zu jammern. Dies fehlte, das vermisste man. Die Wüste ist kein Kulturland, Freiheit hin oder her. Immer sind Menschen hin- und hergerissen. Es sollte einem schließlich relativ gut gehen. Die sprichwörtlich gewordenen Fleischtöpfe des Sklavenhauses Ägypten vermisste man nun. Freiheit wollte man aber auch behalten. Geht nicht beides? Freiheit schien nicht mehr so viel wert zu sein, wenn dafür mit Geduld, Unstetigkeit und Mangel bezahlt werden musste. Kann man den Himmel nicht doch auf Erden haben? Zumindest einen privaten Himmel, wenn es mit dem Guten für alle offenbar nicht reicht?

So ist es mit uns Menschen, man sieht, was man sehen möchte. Die Leute in der Wüste machten Gott und Mose verantwortlich für ihre Unzufriedenheit. Sie wären auf gutem Wege? Ach, wohin denn? Steppe und Wüste, wohin das Auge reicht. Wie lange solle das noch andauern? Zurück? Ja, warum denn eigentlich nicht? War das denn wirklich so schlimm?

Szenenwechsel zu uns: Kann denn ein wenig Diktatur nicht doch ganz nützlich sein? Warum sich nicht fangen lassen von den Vorteilsspielchen ungebremsten Konsums? Das machen doch alle. Wie wäre es mit einer bequemen, wenn auch ein wenig unheimlichen Verschwörungstheorie, wo die Bösen immer nur die Anderen sind? Was können *wir* denn für das große Schlamassel, das wir ja auch nicht wirklich ändern können?

Da sandte Gott feurige Schlangen, erzählt die Geschichte, die bisßen die Leute. Und er hieß Mose einen Pfahl aufrichten und eine Schlange aus Metall daran befestigen. Wer zu diesem Bild aufschaute, dem schadete das Schlangengift nicht.

So ein Zeichen brauchen die Menschen, sagt uns nun nicht nur irgendein junger Aufsässiger aus der Provinz, sondern Christus, Gottes Sohn.

Immer schon hat man darum diese Zeilen auf sein Kreuz hin gedeutet. Christus ist ein Zeichen, auf das man schauen soll, auf das man klug werde, damit wir das Leben wählen, das weiter reicht als die Pläne unserer Uhren. Darauf sollen wir schauen und bedenken:

„Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Wir sollten dabei den Ausdruck „Ewiges Leben“ nicht nur als etwas nach der Todesstunde, sondern als Leben unter Gottes Wort verstehen, auch als etwas hier und jetzt schon. Das ist mit der Pracht der Ikonen und der Orthodoxen Liturgie gemeint. Glaube öffnet uns jetzt bereits einen Blick ins Himmelreich, auf Gottes Herrlichkeit. Glaube ist heilende Berührung mit Gottes Ewigkeit. Antwort der Kirche auf diesen Satz Christi von Gottes Liebe, die sich in seinem Sohn aller Welt zeigt, ist unser Glaubensbekenntnis, das wir gerade Gott zum Lobe miteinander gesprochen haben. Wir schauen uns nicht nur in der bunten, wirren Welt um, wir sehen auch auf das Kreuz Christi.

Was es uns sagt? Möge es uns mehr sein, als nur ein Modeaccessoire oder Tradition. Wir können dieses Bild auch nicht mit wenigen Worten ausschöpfen. Das Kreuz möge in uns tiefes Nachdenken auslösen, uns zu einer Haltung bringen. Gottes Sohn am Kreuz! Das besagt auch: Menschen dürfen überhaupt nicht gefoltert und getötet werden, weder aus Kalkül, Nützlichkeitsbegründungen, noch aus irgendwelchen Interessen geopfert werden. Wir wollen uns nicht mit „Infotainment“ (durch Showeffekte, unterhaltsame Elemente aufgelockerte Präsentation von Fakten, Nachrichten o. Ä.) an Spannung weiden in breiten Fernsehsesseln, sondern da hinschauen, wo Not gewendet werden muss und gerade wir auch etwas tun können. Unser Ziel ist nicht der



bequeme Wohlstand, wo immer Alles bei uns wie am Schnürchen läuft und der Film unseres Lebens Herzkino zu sein hat. Wir lassen uns nicht einlullen in Illusionen. Das mit dem Kreuz Christi ist keine nette Geschichte, die man auch mal hören sollte, und dann geht's einfach wieder weiter. Gottes Sohn am Kreuz, das ist Herausforderung, scharfe Provokation. Das darf nicht sein. Im Kreuz haben die Menschenrechte schon lange ihr Fundament.

Das Licht Gottes kam in die Welt, doch Menschen verkriechen sich lieber in Dunkelheit, weil man da gut mauscheln kann. Wollen nicht auch wir lieber bei den Fleischtöpfen verharren, auch wenn es ein wenig Freiheit kostet? Muss man unbedingt so konsequent sein wie Jesus? Mich persönlich werden die „feurigen Schlangen“ schon nicht erwischen!

Von Übel ist es, wenn wir die christliche Religion auch noch einbauen wollen in eine Welt, die Christi Kreuz hohnspricht. Wir machen Glauben zum Teil *unserer* Kultur, und dann kommen ganz fromme Leute, die mit dem Kreuz in der Hand Fremde verteufeln und Hass säen. Das ist leider kein Klischee. Das geschah, das geschieht. Fromme Fanatiker, das sind Menschen mit Scheuklappen wie bei den Pferden, die gar nicht wissen wollen, wer sie in Wahrheit am Zügel hält.

Man hat immer schon den Glauben an Gott, an Christus, an das Gute für eigensüchtige Interessen, Dummheiten oder Lüge eingespannt. Doch „wer Böses tut, der hasst das Licht und kommt nicht zu dem Licht, damit seine Werke nicht aufgedeckt werden. Wer aber die Wahrheit tut,...“

„Was ist (schon) Wahrheit?“ fragte dann Pilatus Jesus, bevor er ihn kreuzigen ließ.

Kirche ist kein Wohlfühlverein. Wir wollen unser Heil nicht mit dem Unheil Anderer bezahlen lassen. Wir suchen Trost, aber nicht in Illusionen. Wir wollen uns nicht umgarnen lassen von bequemen Theorien. Aber wir müssen uns auch nicht in Angst verlieren, sondern lassen uns von dem Mut machen, der am Kreuz völlig gescheitert zu sein scheint, unserem Glauben nach aber die böse Welt überwunden hat.

Darum hat Glaube es in unserer Zeit nicht leicht. Unsere Sorge als Kirche sollte nicht sein, ob wir schwarze Zahlen schreiben wie

ein Konzern und ob sie in der Welt Ansehen genießt. Unsere Sorge sollte darauf gerichtet sein, ob wir noch auf dem rechten Weg sind, ob wir wirklich dem Kreuz folgen, das Wahrheit an den Tag bringt, von unbeugsamer Liebe singt und Himmel sät, Licht ins Dunkle bringt. Glaube bedeutet, sich mit der gut geölten Welt auch auseinanderzusetzen und die Frage mit der Freiheit ernst zu nehmen.

Wie schreibt Paulus? „Wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung. Hoffnung lässt nicht zuschanden werden; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unseren Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“

Worauf also schauen wir?

Diese Frage stellt sich anders in unserer Zeit und Welt als vor, sagen wir hundert Jahren, oder vor drei-, vierhundert Jahren. Vor einhundert Jahren in der Weimarer Republik sahen die Allermeisten in Deutschland nicht, was für ein Gift sich gerade verbreitete. Sie hielten Hitler und seine Genossen für taugliche, zeitgemäße und modern gesinnte Leute. Ein wenig zu forsch vielleicht, aber man wählte sie. In der jungen Sowjetunion erlebte man damals einen ungeheuren wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung und jubelte Stalin zu, der seinen Willen mit dem Preis von Millionen Hungertoten in der Ukraine durchsetzte und den Terror gegen sein Volk in aller Stille vorbereitete. Seinen Thron würde ihm niemand mehr streitig machen. Seine Schriften ließ er wie die Bibel behandeln, und die Presse, die Lehrer, sie machten alle mit.

Man kann sehr viel sehen und doch mächtig blind sein. Man kann verstehen, schlau und gewitzt sein, und ist zugleich dumm wie Bohnenstroh. Man kann clever handeln, klug regieren, äußerst erfolgreich sein, und doch in die Falle gehen. Sich betrügen zu lassen, ist bequem. Man kann sich äußerst wohl und sicher wähnen und geradewegs ins Unglück laufen.

Worauf also schauen wir?

Ein Bodyguard sieht immer dahin, wohin sonst keiner hinschaut. Nur so kann er seinen Job gut machen. Wer zu sehr mitspielt, mit dem wird gespielt. Wir mögen ja zum Beispiel denken, dass es in

der Wirtschaft vor allem um uns als Konsumenten ginge, damit es uns gut wie nie ergehe. Aber der Laden läuft so, dass wir längst zum Wirtschaftsfaktor geworden sind, den man ausspionieren und manipulieren muss, und wir lassen das willig mit uns geschehen. Das Spiel immer den Gewinnern zu überlassen, ist nicht Ausdruck von Freiheit, denn wo gewonnen wird, wird auch verloren, und Gewinner sind zumeist nur wenige. Auf sie sollen wir bewundernd aufschauen? Wie viele Wirtschaftswunderstars sitzen eigentlich schon in der Politik? Und es werden mehr und mehr.

Der Weg der Hebräer mit Mose und Aaron weg vom Sklavenhaus ins Gelobte Land war kein Spaziergang. Die Flüchtlinge waren mit bloßer Haut davongekommen, so wird erzählt, und den gerechten Lohn, den sie sich wie Diebe aus Ägypten mitnahmen, hatten sie auch noch dumm verspielt, doch das ist eine andere Geschichte.

Das sind nicht nur Storys alter Zeiten, es ist immer wieder auch unsere eigene Geschichte, verstehen wir unser Leben „sub specie aeternitatis“, wie man früher gern sagte: „unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit“.

Fast möchte man sagen, Christus sei unser Bodyguard. Er wendet den Blick dahin, wohin die meisten nicht hinschauen. Wir sollten mehr seinen Blicken folgen. Dann sehen wir, dass zugleich auch eine ganz andere Geschichte abläuft, wie sie nicht in der Zeitung steht, die nicht im Rampenlicht geschieht. Das Wort Gottes ist uns dabei oft nur wie eine schwache Öllampe in der Nacht, damit man den nächsten Schritt gerade noch mal setzen kann. „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte“, sagt Psalm 119. Mit dem Wort Gottes, für das Christi Kreuz steht, ist Liebe Gottes in unsere Herzen ausgegossen, und das ist mehr als alle unsere angehäuften und ängstlich bewachten Schätze. Das ist Saatgut des Himmels.

# Der Bund des Friedens

*Gen 18,1-33; Ps 84,2-13; Jes 54,10*

„Denn es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der HERR, dein Erbarmter.“  
*Jes 54,10*

Wie schön und wohltuend ist es, wenn Menschen einander gnädig sind! Sie rechnen nicht nach, ob ihrem Nächsten jetzt gerade Güte auch wirklich zusteht. Sie sehen über alles hinweg, was sie ihm an Negativem hätten vorhalten könnten. Sie freuen sich daran, einem wildfremden Menschen zu begegnen und ihm gegenüber freundlich, zuvorkommend und aufmerksam sein zu dürfen. Man fragt einfach nicht misstrauisch, wer er wohl in Wahrheit sei, und ob er nicht vielleicht auch unbequem werden könnte.

Das wird an Kreta gelobt und auch von uns so wahrgenommen, dass es hier viele Menschen gibt, die einfach mal so sind: freundlich, offen, geradezu vertrauensselig. Gastfreundschaft ist eine kostbare Tugend, von der auch die Bibel wieder und wieder erzählt. Da sitzt Abraham in seinem Zelt, Sarah denkt daran, was sie wohl kochen könnte, und da tauchen unversehens drei Männer auf, Unbekannte, Fremde. Abraham lädt sie an den Tisch, Sarah soll etwas Gutes für sie zubereiten. Und es stellt sich heraus, es sind Engel, die da kamen und ausgerechnet sie besuchten.

Wir kennen die Szene als Ikone: Das Bild von der Dreifaltigkeit Gottes. Da sitzen drei Engel an einem kleinen Tisch. Aber in der Geschichte selbst hatten sie noch keine Flügel. Abraham konnte nicht wissen, wer ihn da heimsuchte. Es hätten auch, - aber sie waren keine Bösen, Heimtückischen, keine Bedrohung. Sie waren Boten der Verheißung.

Viel zu viele begegnen einander mit Misstrauen und erwarten, dass der Andere sich ihnen erst mal beweisen muss, bevor man selbst offen und freundlich wird. Andere geben ihrem Nächsten einfach mal Vorschussvertrauen. Letzteren geht es in der Regel im Leben besser, trotz schlechter Erfahrung, die niemandem erspart

bleiben. Oder auch wenn ein Zeitgenosse mal daneben liegt oder sich als schwierig erweist, man fährt einfach besser, wenn man nicht so sehr auf Fehler schaut, sondern einfach mal Freundlichkeit walten lässt. Liebe deinen Nächsten, das heißt auch: Schau auf das Gute, sieh darauf, was alles an Güte in deinem Nächsten steckt.

Wir kennen die entsprechenden Märchen: Da muss die Königstochter, die das Lachen verlernt hatte und nur missmutig ist, endlich zum Lachen gebracht werden oder zur Liebe erlöst werden. Der das vermag, bekommt das halbe Königreich und die schöne Königstochter gleich dazu. Gut, dass man uns als Babys und Kleinkinder erst mal sehr lieb gehabt hat. Das befähigt Menschen mehr für das mitunter schwierige Leben, als wenn die Eltern uns gleich eingepflegt hätten: Misstraue den Menschen. Schau, wie mies die alle sind! Versteck dich lieber. Du bist bestimmt selbst auch nicht so toll. Was soll aus dir nur werden, du kannst ja nichts. Wer bist du schon!

Schlechte Laune und Misstrauen stecken an. Gute Laune und Vertrauen aber auch. Allerdings sind solche Eigenschaften empfindliche Wesen. Sie sind leicht verderblich. Mit ihnen ist es wie mit zarten Pflänzchen. Darauf darf man nicht herumtrampeln. Man setzt sie vielmehr in einen gut vorbereiteten Garten, hegt und pflegt sie und freut sich an ihnen. Der Güte muss man Zeit geben, Freundlichkeit hüten. Man darf Herzen nicht verletzen. Sie haben, so stark sie sind, oft dünne, empfindsame Haut.

Voller Güte, so ist Gott zu uns, gnädig. Gnade, dieses schöne Wort hören wir auch in unserem Segen am Ende unserer Gottesdienste.

„Der Bund des Friedens soll nicht hinfallen.“

Gott ist nicht zuerst zornig über uns. Wir haben keinen miesmutigen Sittenwächter über uns im Himmel. Unser Gott ist Gnade in Person. Unserem Herzen wendet sich sein Wort zu und macht ihm Mut, selbst gütig und gnädig anderen gegenüber zu werden. Das fordert uns freilich auch heraus, denn Güte verlangt Mut. Aber wenn man schon zu mir gut ist, sollte ich wohl auch Güte zeigen. Wenn man mich anlächelt, schickt es sich nicht, beleidigt und mit herabgezogenem Mund zu reagieren.

Der Bund des Friedens: Ich bin dir gut, sei auch du bitte gut zu mir.

Das ist eine ernste Sache. Und ernst bedeutet hier nicht, bitter oder berechnend zu sein. So ist auch eine Hochzeit eine überaus ernste Sache, sie reiche gar bis an den Tod. Und doch herrschen an diesem Tag Freude und Ausgelassenheit, es wird getanzt und viel gelacht. Kleinen Kindern kann so ein Tag wie ein Märchen vorkommen: absoluter Ausnahmezustand in purer Fröhlichkeit. Ein Stück Himmelreich eben.

Die Gott für ihre Stärke halten, singt der Psalm, bei denen geht es so: Ziehen sie durchs dürre Tal, wird es ihnen zum Quellgrund. Sie gehen von einer Kraft zur anderen. Sie leben im Gottvertrauen, wie ein Fisch im Wasser schwimmt.

Wir sind jetzt mitten in der Passionszeit. Wie ich da von Güte und Freude predigen kann? Die Passionszeit ist von Sonntagen durchzogen, und jeder Sonntag ist ein kleines Ostern. In sehr alter Zeit waren die Sonntage der Fastenzeit noch immer auch ein kleines Fastenbrechen. Das kann man der Anzahl ihrer Tage abschauen. Passionszeit und Osterzeit entsprechen einander. Beide währen vierzig Tage, nur dass bei der Passionszeit noch die sechs Sonntage hinzukommen, denn wir haben ja unseren Wochenfeiertag am ersten Tag der Woche und nicht am siebenten, wie im Judentum den Sabbat.

Am ersten Tag der Woche, dem „Sonnentag“, hat Gott das Licht erschaffen und Christus von den Toten erweckt.

Gott ist der Vater allen Trostes, er tröstet uns, damit auch wir einander trösten können.

Liebe und Gnade lassen sich leicht verletzen und lächerlich machen. Böse Jungs auf dem Schulhof haben es immer leicht. Einen Shitstorm auszulösen muss man nicht lange üben.

Bomben auf Gegner zu schmeißen, Kriege vom Zaun zu reißen, Hass zu säen, das verlangt zwar eine gewisse Geschicklichkeit und Raffinesse, aber wirkliche Weisheit sieht anders aus. Da gilt es, auszugleichen, Gegner zu verstehen, Gewalt zu vermeiden. Frieden ist eine anspruchsvollere Aufgabe. Stifte Frieden, sagt uns die Heilige Schrift, sagt uns Christus, stifte Frieden und du bist Gottes Kind.

Das ist wie mit dem guten Gärtner. Er weiß, welche Erde man für diese oder jene Pflanze braucht, wann die Saat in die Erde gehört, wie lange man warten muss. Man muss Zeit zu geben wissen, die Pflänzchen beobachten, sorgsam mit ihnen umgehen. Man kann nichts dabei erzwingen, alles muss wie von selbst wachsen und zunehmen beim Frieden. Und wie stiften, bauen und gestalten wir Frieden?

Wir wissen das in der Regel besser, als wir es tatsächlich tun. Viel zu oft stehen wir da auf dem Schlauch, wie man sagt, stehen uns selbst im Weg. Albert Schweitzer sagte: „Viel Kälte ist unter den Menschen, weil wir es nicht wagen, uns so herzlich zu geben, wie wir sind.“ Es wäre zum Beispiel einfach, einander etwas Gutes zu sagen, oder wenn uns ein falsches Wort herausrutschte, um Verzeihung zu bitten, einander Zeit zu geben, also auch mal Abstand nehmen, dann aber zur rechten Zeit wieder da sein. Wir haben so viele Gelegenheiten, einander gut zu sein, und Leben zu genießen. Ja, das dürfen wir getrost, in Gottes Namen, der uns zu unserem Heil erschaffen hat.

Gott ist gnädig. Er will nicht unser drohender Zuchtmeister sein, der uns beständig unter moralischen Druck setzt. Gnade ist die Kraft, die eine nur rechnende Gerechtigkeit aufbricht. Darum ist Gottes Gerechtigkeit all unseren Ordnungen überlegen. Gnade durchbricht Kreise der Vergeltung, unterbricht unsere Streitigkeiten. Da kommt ein anderes Licht in die Sache als nur der Lichtstrahl kalter Aufklärung. In Schwachheit, im Nachgeben, in Liebe und Vergebung ist Kraft verborgen, die nicht nur behauptet, alles sei gut, sondern Kraft aus Güte, die tragenden Frieden zu stiften vermag. Den „Bund des Friedens“ sollten wir nicht verloren geben. An ihm sollten wir festhalten. Der Verbitterung brauchen wir nicht nachgeben. Der Güte mögen wir nicht untreu werden.

„Denn ein Tag in Gottes Vorhöfen ist besser als sonst tausend. Ich will lieber die Tür hüten in meines Vaters Hause, als wohnen in den Zelten der Frevler.“ Und wenn wieder mal ein Gast zu beherbergen ist, wer weiß, als was er sich entpuppt. Engel werden es schon nicht gleich sein wie bei Abraham. Aber wer weiß? Das Himmlische im Leben pflegt uns zu überraschen. Es lässt sich

nicht planen, machen, produzieren. Außerdem tut es uns gut, Güte zu zeigen.

Wenn viele Menschen gut zueinander sind, ihre Güte und nicht Bosheiten, Neid und Misstrauen zeigen, dann kann Friede stark werden, Friede, den wir so nötig brauchen. „Wohl dem Menschen, der sich auf Gott verlässt!“ singt der Psalmist und erweist sich dabei als ziemlich mutig.

## Das Kreuz Christi

*EG 91*

Ich habe hier ein Kreuz auf dem Altar, die Replik eines kretischen byzantinischen Originals venezianischer Zeit. Auf den Altar gehört eben ein Kreuz, ob nun in die Platte eingraviert wie in vielen Ländern in mittelalterlichen Zeiten oder als Kruzifix darauf. Das Kreuz ist das Erkennungszeichen der Christenheit.

Im Abendmahl sagt Christus: „Das tut zu meinem Gedächtnis.“ Das Kreuz erinnert uns Gottes Sohn, nicht nur an ihn im äußerlichen Sinn, sondern wir mögen Christus in unserem Inneren lebendig erhalten, ihn wirken lassen. Er hat nicht nur gleich einem Engel oder Propheten Gottes Wort gesagt, er selbst ist das lebendige Wort Gottes an uns als Jesus von Nazareth und Auferstandener im Geist Gottes. Christus hat uns das Himmelreich in seiner Person wie übersetzt, macht uns begreiflich, worin Gottes Wille besteht. Gottes Reich liegt nicht irgendwo, wie ein Land auf dem Globus oder im Reich der Phantasie. Es geschieht in unserem Glauben, wie im Himmel, so auf Erden.

Gottes Regierung ist ein Geschehen, in das wir durch Taufe, Abendmahl und Glauben einbezogen sind, nicht nur durch unser Denken, durch eine Glaubensentscheidung des Verstandes, sondern mit unserem Leben, ganz und gar. Die Taufe taucht uns in den Himmel. So ist das Kreuz eben nicht nur ein Zeichen historischer Erinnerung, sondern Merkzeichen unseres Glaubens.



Das Kreuz hier ist golden. Das besagt: Es war ein Elend mit diesem Geschehen am Karfreitag, aber Gott hat das Elend überwunden. Christi Tod war sein Sieg. Es ist nicht nur Marterkreuz, es ist das Siegeszeichen des Himmels. Elend, Tod, Übel und Böses sind überwunden.

Das heißt nicht, dass wir mit der Gewissheit des Himmels einfach mal alles nicht so schlimm finden sollten, im Gegenteil. Das Kreuz sagt: Nehmt das Elend und die Not der Menschen ernst. Schaut nicht nur weg. Haltet das aus, soweit ihr könnt. Und überwindet das Böse mit Gutem, soweit es euch möglich ist. Ihr dürft das in Hoffnung tun. Dient dem Herrn! Das heißt: Lebt Gottes Willen entsprechend, helft, wo ihr könnt und lasst Güte in euch wohnen und stark werden. Seid barmherzig, wie es euer Vater im Himmel ist. In Hoffnung leben, das sei eure Lebensart.

Wer hofft, der hofft nicht nur auf etwas, er hofft auch immer gegen etwas an. Hoffnung widerspricht Zuständen, die nicht gut sind: So soll und darf es nicht bleiben! Und so ist das Kreuz auch Stolperstein für eine Welt, in der alles immer am Schnürchen und nach Plan laufen soll. So ist es eben: Einerseits haben wir eine schöne neue, alles regelnde Welt, auf der anderen Seite ist das alles nur zum Fortlaufen. Da schwimmen einige in Luxus und Sicherheit, und andernorts ist nichts mehr sicher und Hunger regiert. Und ausgerechnet die Reichsten dieser Welt träumen davon, sich auf dem Mars eine neue heile, schöne Welt zu errichten!

Dabei brauchte es nur eine für möglichst alle erträgliche Erde. Das täglich Brot erbitten wir, damit sollte es genug sein. Stattdessen jagen wir von einem übertrieben Wunsch zum Nächsten, und anderswo schlagen die Leute einander die Köpfe ein, haben sich in Lügen eingerichtet oder darben in Verzweiflung. So ist das Kreuz auch Mahnzeichen: Nehmt einander an. „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“

Als Jesus von Nazareth am Kreuz starb, hat er Psalm 22 gebetet, wo die Frage laut wird: „Gott im Himmel, warum hast du mich verlassen?“ Doch der Psalm endet in Worten des Gottvertrauens: „Denn des HERRN ist das Reich, und er herrscht unter den Völkern... Sie werden kommen und seine Gerechtigkeit predigen dem Volk, das geboren wird.“ So steht das Zeichen des Kreuzes

für Glaube und Hoffnung gerade in Not. Unser Hoffen ist aus Gott geboren. Geduld und Trost gehören dazu: Gott hat uns nicht vergessen.

Christus sprach sterbend auch: Meine Hände lege ich in deine Hände, mein Gott. Und als er dem bereuenden Schächer neben sich das Paradies verhieß, galt dieses Wort auch ihm selbst: „Noch heute werde ich mit dir im Paradiese sein.“ Darum darf so ein Kreuz wie dieses hier auch schön sein. Das gehört übrigens zu echter Schönheit und Herrlichkeit hinzu: Es blendet Böses und Tragisches nicht aus. Aber es gibt dem nicht nach, verliert sich nicht darin. Es behauptet sich dagegen.

Im Historischen Museum zu Berlin gibt es ein barockes, schreckliches lebensgroßes Kruzifix. Es zeigt die ganze Brutalität von Folter und gewaltsamem Tod. Dahinter stand damals vor einigen hundert Jahren eine Theologie und Frömmigkeit des Drucks, von dem wir auch Spuren in einigen Gesangbuchliedern finden: „Meine Sünden haben dich geschlagen,...“ Den Menschen sollte ein schlechtes Gewissen gemacht werden ob ihrer Sünden. Die Gleichung lautete: Sündigst du, quälst du Jesus. Das ist jedoch kein Evangelium. Außerdem meinte man mit dem Wort Sünde in jenen Zeiten häufig nur irgendwelche Verstöße gegen geltende Normen, die wir heute zum Teil überhaupt nicht für verurteilenswert halten.

So verrückt sind wir Menschen:

Vor Jahrhunderten betrieben sich für fromm haltende Menschen bedenkenlos Sklavenhandel. Dafür galten in der gleichen Zeit junge Leute, die sich unstandesgemäß ineinander verliebt hatten und heimlich miteinander schliefen als schwere Sünder.

Und heute? Ist immer konsequent, was wir tun oder lassen? Moralisch sauber können wir das heute in der weiten Welt Übliche wohl kaum nennen. Und ob wir wirklich immer zu den Guten gehören, wie wir uns normalerweise fühlen, darf auch infrage gestellt werden. Zudem gibt es keine perfekten Regeln, so dass man denn überhaupt von moralischer Sauberkeit sprechen könnte.

Gott will nicht, dass Menschen einander schaden, Böses antun, dem Nächsten das Leben schwer machen oder ihren Kindern die Lebensgrundlage entziehen. Das und anderes schmerzt Gott, und

sollte auch uns schmerzen. So ist das Kreuz auch Gottes Mahnung: Tut einander kein Unrecht an. Sucht den Frieden, hungert nach Gerechtigkeit. Aber seid auch nicht selbstgerecht und flüchtet euch nicht in eine schöne neue Welt der Illusionen, der virtuellen Harmlosigkeit, wo ihr einfach mal denkt, die Guten zu sein, aber ihr seid es nicht.

Wir bedürfen um der Wahrheit willen Sinneserneuerung, Umkehr, Besserung, Buße. So heißt es in unserer Beichte am Ende: „Lebe befreit, mit neuem Mut, in Frieden und Gelassenheit und diene Gott, deinem Herrn!“

Wir dürfen dabei gern eingestehen, dass wir in mancher Hinsicht nicht wirklich wissen, was konkret oder im Allgemeinen besser oder gar gut wäre. Dass vieles nicht so weitergehen darf, ist klar, wie es aber gehen sollte, das ist schon weit schwieriger zu sagen.

Als Jesus verhaftet wurde, liefen die Jünger angstvoll auseinander. Einer verriet ihn, einer verleugnete ihn, die anderen versteckten sich in ihrer Furcht. Unter dem Kreuz stand von ihnen nur Johannes mit Jesu Mutter und anderen Frauen, um Jesus zu beweinen. Alle anderen bargen sich lieber in Sicherheit und hatten nicht den Mut, sich dem Kreuz zu stellen.

Gottes Heilswirken ist verborgen. Doch wir leben, als wäre da gar kein Gott. Wie sollten wir das auch anders verstehen angesichts von unbeschreiblichem Elend vielerorts! Die Jünger wagten es zunächst nicht, den Verheißungen ihres Herren von der Auferstehung Glauben zu schenken. Doch dann, nach dem Ostertag wurden sie ganz erfüllt vom Evangelium und predigten ihren Jesus als Christus, ganz gleich, was ihnen drohte. Sie hatten ihre Angst überwunden. Sie setzten auf die Hoffnung, die aus Gott quillt, auch wenn alles zu scheitern droht. Und an Glück und Unglück kann man nicht ablesen, wem Gottes Liebe gilt. Das lehrte Hiob, der leidende Gerechte und vor allem Christus am Kreuz.

Gellert dichtete unseren Gesang heute:  
„Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen;  
Gott ist die Lieb und lässt die Welt erlösen.  
Dies kann mein Geist mit Schrecken und Entzücken  
am Kreuz erblicken.“

# Ostern

„Wenn aber Christus, euer Leben, offenbar wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in Herrlichkeit.“

*Kol 3,4*

Weit geht hier unser Blick übers Land, fast wie von oben her. Das lateinische Wort für Tempel geht von so einer Position aus, einem Berg, oder einer Anhöhe. So mag vielleicht Gott uns sehen, von oben her, alles im Blick und doch in eines jeden Herz.

Hier auf Kreta gibt es etliche kleine Kapellen auf einsamen Bergen, Naos genannt, wörtlich übersetzt kleine „Tempel“, Orte zum Beten, Innehalten, die Seele Atem holen lassen. Manchmal möchte man es können wie die Vögel, die sich aufschwingen und weit über den Dingen schweben können, mitten im Wind verharren wie die Möwen. Man hat unsere Seelen verglichen mit Vögeln, und auf manch alten Bilder erhebt sich dann – wenn ein Mensch stirbt – ein Seelentropfen gen Himmel.

Wir sind in unseren Tagen unsicher geworden, was das ist, unsere Seele. Irgendwie hat man das Gefühl, eher eine Art Informationszentrum geworden zu sein. Der Körper erscheint dann als etwas, zu dem man auch die Fühlung verlieren kann, er soll vor allem gut funktionieren, als eine Art Biomachine. Und wehe, da geht etwas nicht so, wie es soll, dann sind wir krank. Das ist nicht gut, wenn wir das mit krank und gesund als Grundmuster für uns selbst nehmen.

In der Wirtschaft, im laufenden Betrieb unserer Gesellschaft muss immer alles wie geschmiert laufen. Wir sind nur noch ein Rädchen im Getriebe, das zu laufen hat, und wehe, man nimmt uns da heraus, dann bleibt kein Sinn mehr übrig?

Der Spruch aus dem Kolosserbrief von Paulus sagt, dass unser Leben in Christus offenbar wird. Damit muss etwas anderes gemeint sein als nur eine Funktion im System. Und er spricht dann sogar von Herrlichkeit, und ganz sicher sind damit nicht Karriere

oder Erfolg gemeint. Vor Gott und unserem Nächsten in der Liebe wird anderes wichtig.

Betritt man einen kleinen „Tempel“ wie den hier, vor dem wir gerade Gottesdienst feiern, der „Kirche von der Himmelfahrt“ oder auch „Erhebung Christi“ heißt, wird es zunächst dunkler, bis sich das Auge gewöhnt. Und dann beginnen die Ikonen wie von innen her zu leuchten. Man kann diese kleinen Glaubenshäuser auch mit dem vergleichen, was wir unsere Seelen nennen.

Ich meine das nicht im esoterischen Sinn. Esoterik unterscheidet sich von Medizin und Wissenschaft nur darin, dass man andere Muster sucht, pseudowissenschaftlich denkt, aber so etwas wie die Seele weiterhin gegenständlich zu fassen sucht. So machen wir es mit unserem Glauben nicht, wir bedürfen solcher Denkrücken nicht.

Außen und innen sind bei uns wie bei diesen kleinen Kirchen auf Kreta nicht dasselbe, aber es sollte miteinander harmonieren. Geht man in sich, muss sich das Auge der Erkenntnis erst eingewöhnen, um klar zu sehen. Die Ikonen in diesen Kapellen hier verweisen mit ihren Farben und dem Gold im Hintergrund auf die himmlische Welt. Wer sind wir, aus Erde und Staub geboren, die wir wagen, von Seele, Herz und Himmel zu reden, ohne damit nicht eine virtuelle, zweite Wirklichkeitsebene zu meinen? Sind wir außer aus unserer Mutter auch aus Gott geboren? Wer sind wir einander? Was ist das Leben, von dem wir zu Ostern sprechen, das es auferstehe?

Paulus sagt, Christus sei unser Leben. Johannes sagt, er sei überhaupt unsere Wahrheit, unsere Auferstehung.

Wer liebt, weiß, erfährt, dass jemand anderes mir mein Leben sein kann. Versinkt jemand in Einsamkeit, Trauer und Verzagtheit, und dann kommt jemand, nimmt einen an die Hand, schaut einem in die Augen wie tief hinein ins Herz, dann erfährt man das. Und dann wird zum Beispiel das Essen miteinander mehr als nur Nahrungsaufnahme. Liebende singen: Ich in dir, du in mir. Sie berühren einander nur und tauchen zugleich ineinander ein. So ist das auch mit uns und Gott.

Wir können das mit unserem Herz, unserem Leben in tieferem Sinn nicht so erklären, wie wir Mechanismen oder Lebewesen

untersuchen oder etwas unter dem Mikroskop finden und ausmessen, in Zahlen fassen und Werte ermitteln.

Es ist gut, gewinnen wir einander in Liebe und Zuwendung, und so findet man auch sich selbst. Liebenden ergibt sich die Sinnfrage wie von selbst. Wir dürfen uns - bei unserer Seele – nicht selbst verlieren, sondern sollten uns einander zuwenden, in Hoffnung, in Liebe, in körperlicher Nähe und Gegenwart. Wir bedürfen keiner esoterischen Wunderwelt, alles ist völlig klar und einfach, und doch auch wunderbar und an der Pforte zu Gottes Herrlichkeit.

Wie dumm ist es, wenn wir niemanden haben, dem wir zulächeln können, mit dem wir uns freuen können. In uns selbst sind wir dann vergnügt, wenn wir jemanden wissen, mit dem wir fröhlich und gelassen sein können, und wenn dieser Jemand Gott ist.

Jesus verglich uns einmal mit einer Stadt auf dem Berg. Auch das gibt es hier ja auf Kreta, und es schaut irgendwie märchenhaft aus, wenn da so eine Siedlung gleich einem Nest weit oben am Berghang zu sehen ist.

Die Offenbarung nach Johannes vergleicht den Himmel mit einer offenen Stadt. Da sei sogar Gott unser Nachbar, er hat sein Hüttlein gleich nebenan.

Haben wir Menschen unseres Vertrauens um uns? Gibt es den Nächsten für mich, mit dem ich lachen, bei dem ich mich fallen lassen kann, wo ich mich nicht ständig kontrollieren muss, um ja nicht etwas Falsches zu sagen?

Unsere Gottesdienste sollen uns so einen Raum tiefen Vertrauens auch zueinander geben, wo niemand einem anderen Böses will, wo aller Streit begraben ist, alle Missgunst vor der Tür gelassen wird. So kann das gelten, was Christus uns sagt:

„Ihr seid der Welt Licht. Es kann die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen sein. So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“

Zu dem Leben, von dem unsere Bibel erzählt mit Christus und worum es bei der Auferstehung geht, gehört Offenheit in Geborgenheit. Das geht nicht zugleich? Liebe ist nichts anderes; Offenheit des Herzens und völlige Geborgenheit.

Christ ist erstanden, er ist wahrhaftig auferstanden! Er hat uns die Pforte zum Himmel geöffnet. Die Botschaft von seiner Auferstehung sagt, sie steht dir offen. Noch ist deine Zeit nicht gekommen, dich hindurch tragen zu lassen. Aber diese offene Tür gehört jetzt schon zu deinem Lebenshaus. Unser Leben, der Himmel mit seiner Weite, das in Gott Geborgene mit seiner anderen Schönheit, der Nächste, der mich vorbehaltlos liebt, ohne nach Verdienst oder Gegenrechnung fragt, all dem kann kein Tod etwas anhaben. Das gilt auf ewig. Ostern singt von dieser Erfüllung des Lebens, die wir in der Liebe, in Gott, unserem himmlischen Vater im Glauben finden mögen.

„Sucht, was droben ist, trachtet danach!“

Uns ist es nicht gegeben, sich gleich den Vögeln aufzuschwingen und alles nur von oben zu sehen. Wir krauchen, so klein und schwach wir sind, unter Umständen mit großer Anstrengung den Berg des Lebens hinan und wälzen den großen Stein unserer Sorgen vor uns her wie Sysiphos. Aber wir können die Weite in uns aufnehmen. Wir kennen noch eine andere Art zu leben als nur eine nützliche Biomachine zu sein.

## Osterkerze

*Bachkantate BWV 106 „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“*

„Christus gestern und heute,  
Anfang und Ende,  
Alpha und Omega,  
Sein sind die Zeiten,  
Sein die Jahrhunderte,  
Sein ist die Herrlichkeit  
und das Reich bis in alle Ewigkeit.“  
*Liturgie zur Entzündung der Osterkerze*

Etliche Leute kommen hierher nach Gournia, die alten Ruinen aus minoischer Zeit hier zu besehen, und noch viele, viele mehr nach Knossos zum weltberühmten Labyrinth. Das will man mal gesehen haben, sensationelle Spuren längst vergangener Zeiten. Forscher versuchen, uns diese Spuren lesbar zu machen, so dass wir einen Eindruck bekommen von dem, wie es wohl gewesen sein könnte, in jener längst in der Vergangenheit versunkenen Urzeit. Nehmen wir irgendeinen Stein hier unter uns in die Hand, mögen wir uns erst recht dessen bewusst werden, was für Eintagsfliegen wir im Grunde sind: Jahrtausende sind sie alt, und auch sie reichen noch lange nicht an den Schöpfungsbeginn heran, als Zeit und Raum ihren ersten Atemzug taten. Immanuel Kant hat vom bestirnten Himmel und dem Gewissen in ihm gesprochen, das sei das Gesetz in ihm. Nichts ist kürzer als die Gegenwart, irgendwie gibt es diesen schmalen Grat zwischen Vergangenenem und Kommenden gar nicht, und doch ist er uns alles. Gegenwart ist wie ein Punkt auf unendlicher Zeitskala, und Punkte gibt es bekanntermaßen nicht, denn sie haben keine Ausdehnung.

Im Glauben wenden wir uns Vergangenenem zu, aber auch dem Ewigen. Und wir meinen damit ein Geheimnis, das nicht zu entschlüsseln ist. Im Anblick des Ewigen versuchen wir unser eigenes, beständig vergehendes, und doch kommendes Leben zu verstehen.

Schon immer fragten Menschen nach dem, was hinter allem stehen könnte. Das eigentliche Wunder ist nicht die Behauptung, dass da ein Gott wäre, sondern, dass es uns das All überhaupt gibt. Unser Glaube geht auf einem Weg daher, der sich der Menschheit vor langer Zeit durch Christus eröffnet hat. Wir trauen darauf, dass Gott, aus dessen Händen dies alles hier geflossen ist, nicht stumm ist wie Stein und Sterne.

„Christus derselbe, heute und in Ewigkeit.“

Ewigkeit, von der die Auferstehung singt, ist nicht ein Spiegel langer Zeit, sondern Spiegel der Gegenwart, unseres Lebens, jenes Punktes, den wir nicht zu halten bekommen. Solange wir Gegenwart spüren, leben wir. Wir plappern auch nicht nur miteinander und vor uns hin. Wir wollen einander Wichtiges sagen, uns aussprechen, einander Halt geben. Das Beste, was wir einander sagen können ist, einander Namen zu geben, einander



respektvoll mit Namen anzusprechen. Das tut Gott auch mit uns in der Taufe. Im Hinduismus zum Beispiel gibt es nichts Vergleichbares. Auch im Atheismus klafft da eine Lücke. Im Populärmarxismus musste sich der Einzelne erst mal wichtig machen, um wer zu sein und konnte jederzeit ins Bedeutungslose fallen.

„Alpha und Omega“, Anfang und Ende ist uns Gott in Christus. Die Bibel hat nicht umsonst diesen Vergleich gewählt, den ersten und letzten Buchstaben im Alphabeth der Sprache. Es geht bei dem Geheimnis der Auferstehung um das, was wirklich an uns etwas besagt, wie es in der Liebe darum geht, was wir einander bedeuten.

Da wächst nun eine Blume hervor aus den Krümeln von Steinen und Resten alten Lebens, mit etwas Wasser und viel Sonne. Daneben liegt ein Stein, der vielleicht einst Lavafeuer war. Und dann kommen wir vorbei und werfen einen kurzen Blick darauf. Das ist Zeit auf drei völlig verschiedene Weisen: Blume, Stein und mein Leben. Zeit ist nicht nur, was die Uhren uns sagen, Kalender uns vorhalten. Leben ist nicht nur, solange es noch alles halbwegs funktioniert.

Darauf besinnen wir uns, wenn wir von Auferstehung und ewigem Leben sprechen und singen. Jahr für Jahr reden wir nicht nur davon, sondern feiern diesen Moment der Auferweckung Christi, der Sprung vom Moment zur Ewigkeit Gottes. Dann werden in Kirchen zur Mitternacht die Osterkerzen entzündet, und es ist ein Ereignis, denn jetzt geschieht es: Christus ist heute auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!

Wenn wir so etwas sagen, spotten wir aller Kalender. Jetzt? Was heißt das? In allen Sprachen wird es in den Liturgien so gesagt. In der Osternacht wird aus Finsternis das lebendige, rasch wachsende Lichtermeer, in dem die Ikonen geheimnisvoll zu leuchten beginnen. Da bekommen wir Leben in Erfüllung zu spüren, da fragen und forschen wir nicht, da werden wir selbst wie aufgespürt.

Alles war mit Jesus von Nazareth gescheitert. Er war nicht nur sterblich wie wir, sie haben seinem Leben ein grausames, vorzeitiges Ende gemacht. Und wir wissen, wie oft das noch mit

Menschen geschah und immer wieder geschieht. Die Menschheit erscheint uns bisweilen als trotziges, dummes, eigensinniges Kind, das nicht recht begreift, was es anrichtet. Auf der anderen Seite vermögen wir zu lieben, zu heilen und Frieden miteinander zu halten. Wir vergeben, kennen und lieben Gnade und wollen versöhnt miteinander leben.

Nicht nur wir schauen in den bestirnten Himmel, Gott schaut auch in unsere Herzen. Und so beginnt dann auch unser Gewissen in der besonderen Weise unseres Glaubens zu schlagen. Das ist nicht nur ein moralisches Gesetz in mir, das ist die Stimme einer Liebe, die mich ganz und gar umgreift. Mein Leben bekommt eine besondere Note, wenn ich Anderen begegne oder jemanden sogar lieben darf und ich geliebt werde. So gewinnt meine Seele an Ewigkeit. Dann bekomme ich mich, meinen Nächsten, dann bekommt mein Herz Leben in tieferem Sinn zu fassen. Dann rühren wir an diese Grenze von Moment und Ewigkeit, werden von ihr angerührt. Der abstrakte Punkt auf der Zeitschiene bekommt im Glauben Ausdehnung, Halt, Bestand.

Paulus schreibt: Auch du bist in deinem Glauben mit hineingenommen in den Tod Christi. Ebenso bist du auch hineingenommen in das ewige Leben. Und das können wir uns so wenig erklären oder beweisen wie den lieben Gott, und doch darf unser Hoffen, unsere Seele darauf trauen: Gottes Ewigkeit umfängt uns mit Wärme, die der Liebe eigen ist. Er ist uns A und O, Alpha und Omega.

Kerzen brennen nieder, verzehren sich um des Lichtes willen. Auch wir schonen uns nicht nur, sondern reiben uns bisweilen regelrecht auf. Wir wollen weder alles festhalten und konservieren, noch uns in ständiger Veränderung verlieren, uns nur treiben lassen, solange es halt geht. Wir wollen etwas tun und sagen, jemand sein, wahrgenommen werden. Unser Name soll gelten, irgendwem, zumindest für eine gewisse Zeit. Auf Grabsteinen aber meißeln wir unsere Namen ein. Darin spiegelt sich unser Glaube an die Realität der Ewigkeit, jenseits unserer verrieselnden Zeit.

In Christus hat Gott der Menschheit durch Jesus von Nazareth gelehrt, wer wir sein können, nicht nur ein biologisches Wesen, kosmische Eintagsfliege, sondern aufrechte Menschen vor Gott

und unserem Nächsten, Menschen mit Seele und Namen und Anteil an Gottes Reich, Licht vom Licht, bestimmt nicht zum Untergang, sondern zur Auferstehung, zu Erfüllung und Erlösung.

Und entsprechend sollten wir einander auch begegnen, einander achten. Nicht nur ich selbst darf mich in Gottes Armen wissen, sondern auch mein bisweilen etwas schwieriges oder gar spezielles Gegenüber. Zum ewigen Frieden, zur Auferstehung sind wir gemeinsam und auch füreinander bestimmt. Das feiern wir Ostern.

So sollten wir einander in Liebe entdecken. Paulus schreibt: Habt ihr der Liebe nicht, ist alles nur klingende Schelle, dann klirrt unsere Seele nur und kommt nicht zum Klingen. Das gilt nicht nur für das, was wir tun und anrichten. Das gilt auch für uns selbst. Ohne Liebe sind wir nichts.

Also liebt einander! Das ist das Neue Testament, so spricht Christus. Das ist Gottes Zeit, wenn ihr in euch und eurem Nächsten etwas von seiner Ewigkeit heraus zu spüren lernt.

„Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit, denn in ihm leben, weben und sind wir, solange er will. In ihm sterben wir zur rechten Zeit, wenn er es will.“ Auf diese Worte hin komponierte Johann Sebastian Bach eine seiner schönsten Kantaten. Und dann kommt endlich die Zeile: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Das ist die Osterbotschaft in einem Satz. Und dann singt der Alt als Antwort einen Choral:

„Mit Fried und Freud ich fahr dahin in Gottes Willen,  
getrost ist mir mein Herz und Sinn, sanft und stille,  
wie Gott mir verheißen hat: Der Tod ist mein Schlaf worden.“

Unser Sterben wird in unserem Glauben zum Entschlafen, ein Schlaf der Auferweckung durch Gott entgegen. Und unser Leben heute und hier ist bereits verknüpft, verflochten mit Gottes Zeit!

Das ist der Osterjubel, das feiern wir miteinander in der Christenheit.

„Christus gestern und heute, Anfang und Ende,  
Alpha und Omega, sein sind die Zeiten, sein die Jahrhunderte,  
sein ist die Herrlichkeit und das Reich bis in alle Ewigkeit.“

# Vom Apostel Thomas

*1 Petr 1,3-9; Joh 20,19-29*

„Der Ungläubige Thomas“ hat unsere Sympathie. Wir verstehen ihn nur zu gut, ja wir fühlen uns durch ihn verstanden. Wir wollen sehen, was wir glauben und verstehen, worauf wir hoffen. Thomas war nicht dabei gewesen, als der Auferstandene den anderen Jüngern erschienen war. Und nun sollte er das alles für wahr und recht halten, was ihm andere sagten und erzählten?

„Ich kann es nicht glauben, wenn ich nicht in seinen Händen in die Nägelmale sehe und lege meine Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite.“

Auch wir können dies nicht tun. Wir glauben auf Hörensagen hin. Und so kommen Zweifel auf, gerade in Zeiten, wo uns alles Mögliche einem aufgetischt oder nahegelegt wird. Wir sind Kinder der Aufklärung, wir wollen verantworten, was wir wissen und für recht und richtig erachten. Zweifel sind nicht von Übel, wir fragen, solange wir leben.

Zweifel im Sinn kritischer Fragen spricht auch nicht gegen unseren Glauben, denn gerade Fragen sind es, die uns hierher kommen lassen, wovon die Bibel erzählt und worum es in der Kirche geht. Glaube ist alles andere als vorschnelle Antwort, im Gegenteil: Gottes Wort stellt laufend kritische Anfragen an die Art und Weise, wie Menschen denken, handeln oder entscheiden.

Aber Zweifel tun nicht immer gut. Wehe, wir verlieren uns in ihnen, dann sprechen wir von Verzweiflung. Wir brauchen dringend Hoffnung.

Gott hat uns wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung, schreibt Petrus, der andere Apostel. Im Übrigen: Alle Apostel hatten an ihrem Herrn und seiner Vollmacht gezweifelt, das war am Gründonnerstag geschehen, als sie bei Jesu Verhaftung auseinander liefen wie ein erschrockener Hühnerhaufen.

Hoffnung ist, was noch nicht sieht, noch nicht erfährt, noch nicht wirklich versteht. Und doch brauchen wir sie, unbedingt. Wir sind

auch sonst angewiesen auf das, was man uns erzählt, sagt, uns Glauben machen will.

Als es nun Thomas doch noch gegeben war, selbst Christus leibhaftig zu begegnen, glaubte er. Das war ihm ein großer Trost. Nun also gehörte er auch zu denen, die es selbst erlebt hatten. Festhalten konnte aber auch er den Moment nicht. Doch von da an war es mit den anderen Aposteln auch seine Aufgabe, denen davon zu erzählen, die nicht gesehen und erlebt hatten, was ihm zuteil geworden war.

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“

Das klingt wie eine Definition von Hoffnung. Wir setzen unser Vertrauen auf etwas, von dem wir nicht wissen, ob es je geschieht. Der marxistische Philosoph Ernst Bloch schrieb ein Buch mit dem Titel „Prinzip Hoffnung“, das auch und gerade von Theologen eifrig gelesen worden ist. Er ging so weit, dass er meinte, Hoffnung selbst genüge bereits, auch wenn nicht eintritt, was erhofft wird. Aber wir müssen unbedingt in Hoffnung leben. Wehe, uns verliesse die Hoffnung, das Vertrauen auf das, was wir weder sehen noch erfahren können, wo dem Wissen nur Fragen bleiben.

Um sich des Guten gewiss zu machen, seiner Seele ein Fundament zu geben, feiern wir das Osterfest. Es ist unser großes Fest der Hoffnung auf Erlösung, darauf, dass wir uns nicht nur trösten mit Sprüchen wie „Alles ist gut“, sondern dass es gut werde, mit unserer Seele, der ganzen Schöpfung. Unseren Glauben setzte Paulus mit dem Seufzen aller Kreatur in eins.

Friede sei mit uns auch mitten in einer Welt, in der Frieden wieder und wieder unter die Räder gerät. Hoffnung und Glaube sind eine Kraft, die uns bleibe, wenn Kräfte uns verlassen. Es gilt fröhlich und gelassen sein können, auch wenn das Leben gerade nicht danach aussieht. Wie kann ich Enttäuschung überstehen, wenn sich nichts zum Besseren kehrt?

Wir haben tausend Gründe, aus tiefstem Herzen zu seufzen und zu verzweifeln. Aber wir dürfen dem nicht nachgeben. Hoffnung und Glaube dürfen uns nicht verlorengehen. Das Lächeln dürfen wir nicht verlernen. Oder dürfen wir trotz allem sogar lachen?

Christ ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden! Das ist Gottes Botschaft gegen Elend und Böses, gegen Verzagtheit und Scheitern.

„So sei nun wieder zufrieden, meine Seele; denn der Herr tut dir Gutes.“ So singt unser Psalm.

Was gibt mir diesen Trost und Mut, wenn ich gerade mal keine Besserung erfahre? Woraus können wir Hoffnung und Glaube schöpfen? Und warum sind wir so furchtsam, wir Kleingläubigen?

„Gott hat uns wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnungen.“

Wir sollten zu glauben wagen, auch wenn wir uns nicht wie Thomas mit unseren Händen vom Heil überzeugen können.

Steckt man in Furcht fest, mag es Erlösung und Trost sein, wenn man mit anderen singen und beten kann. Wir sind, gerade was unsere Seelen betrifft, sehr aufeinander angewiesen. Darum wiegen für uns auf diesem Feld Enttäuschungen schwerer als schlechte Nachrichten aus der verkorksten Welt. Gut, wenn ich in meiner Kirche steten Gottesdienst weiß, und es ist dabei für mich völlig unwichtig, ob da fünf oder fünfzig andere mit mir beten.

Osterzeit sei uns eine Zeit zur Freude, zur Hoffnung. Da streckt uns Gott beruhigend seine Hand aus: Du darfst hoffen! „Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr.“ So fürchten wir uns denn nicht mehr so sehr. So hat Martin Luther seinem Glauben eine Stimme gegeben und musste dabei dem Klang seiner Verzagtheit auch etwas Raum geben.

Das „ewige Leben“, dem wir im Glauben begegnen muss mehr sein als Parieren, Genießen oder neugierig Umherlaufen, in Schach gehalten werden. Die Ewigkeit bei Gott ist etwas anderes als das ewige Ticken der Uhr. Man kann sie nicht in Lichtjahren messen. Wir werden dies Geheimnis nicht ergründen können. Und so ging es auch dem Ungläubigen Thomas: Nun hatte er also seine Finger in die Wundmale des Auferstandenen gelegt. Und nun? Hatte er seine befriedigende Antwort, seine Seele Ruh? Im Gegenteil, denn nun setzten die eigentlichen Fragen ein: Was hat das zu sagen? Was bedeutet dieses Wunder? Welcher Art ist das ewige Leben?

Mitten in unserer Vergänglichkeit gibt es diese heiligen Zeiten wie das Osterfest, unsere Gottesdienste. Mitten in dieser spannenden, quirligen oder auch langweiligen öden Welt gibt es diesen ausgesparten Raum, der über alles hinausweist. Mitten im Lärm der Welt, dem nicht endenden Unterhaltungsruschen oder auch der beängstigenden Stille singen wir miteinander.

Wir tun es recht und schlecht, sind keine Profis, können vieles einfach nicht so gut. Wir sind auch keine Experten, die vor Antworten überschäumen. Aber wir singen und glauben.

Thomas antwortete dem Auferstandenen nicht mit langen Erörterungen. Er sagte: „Mein Herr und mein Gott!“ Möge unser Herz das auch sagen. Und es kann das sagen und singen! Wohl dem, der es nicht nur allein für sich sagen oder denken muss. Darum kommen wir hier zusammen, damit wir das gemeinsam tun können. Wir brauchen einander, gerade im Glauben und Hoffen.

„Da kam Jesus und trat mitten unter sie.“

„Sind zwei oder drei in meinem Namen beieinander, bin ich mitten unter ihnen.“ Das ist die Gründungsurkunde unserer Kirche. Das ist unsere Brücke zum Himmelreich, gibt unserem Hoffen Grund.

Vertraue ich, weiß ich nicht allzu viel. Und ich riskiere, enttäuscht zu werden. Hoffe ich, halte ich mich aus Berechnungen geradezu heraus. Und liebe ich, wage ich mich aus mir selbst heraus zu gehen, das Herz in der Hand.

Petrus schreibt in seinem Brief: „Ihr habt Christus nicht gesehen und habt ihn doch lieb. Ihr glaubt an ihn, ohne ihn zu sehen. Ihr werdet euch aber freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude, wenn ihr das Ziel eures Glaubens erlangt, nämlich der Seelen Seligkeit.“ Nichts anderes ist die Auferstehung, auf die wir hoffen.

# Der Gute Hirte

Ps 23

Es ist schön zu sehen, wie hier in den Bergen Ziegen und Schafe umherlaufen, in Gruppen oder auch etwas abseits von der Herde sich einzelne etwas zu fressen suchen. Ziegen gehen mit großer Leichtigkeit umher, klettern geschickt auf steilen Felsen herum und schauen sich aufmerksam um, damit ihnen nichts entgeht, was für sie gefährlich sein könnte. Von einem Hirten ist zumeist nichts zu sehen. Er kommt aber regelmäßig mit seinem Pickup, geht dem Glockenklang nach und sorgt sich um sein Vieh. Der kilometerlange Zaun sollte besser kein Schlupfloch haben. Wasser muss in der Tränke sein. Trächtige Tiere brauchen besonderes Augenmerk, wie auch Lämmer und Zicklein. Kranke Tiere müssen behandelt werden, und so fort. Und schauen umgekehrt die Tiere nach ihrem Hirten? Er scheint sie nicht zu interessieren, dennoch: Zu ihm haben sie am ehesten Vertrauen.

„Der Herr ist mein Hirte.“

Gott ist mir und uns wie der Hirte in den Bergen seinen Tieren? Gott schaut auf uns. Nicht wie ein strenger Aufseher, sondern liebevoll und gnädig, wohlwollend. Er lässt uns viel Freiheit und sorgt sich dennoch um uns, um unsere Seele.

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“

Das sind Worte großer Zuversicht, voll Hoffnung. Schön ist es, sieht man so sein Leben, weiß sich im Innersten umsorgt, im Blick Gottes.

„Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.“

Viele Generationen haben diese Worte auswendig gelernt und inwendig fühlen dürfen. Und sie kamen sich dabei nicht etwa vor wie dumme Schafe, sondern erspürten sich aus diesen Worten Geborgenheit. Meister Eckhart erzählt, man hatte einst den glücklichsten Menschen weit und breit gesucht und ihn ausgerechnet in einem Bettler gefunden. Und dann fragte man ihn, ob er lieber in den Himmel oder in die Hölle wollte. Er antwortete: Lieber in der Hölle mit Gott, als im Himmel ohne Gott.



„Er erquicket meine Seele.“

Abgesehen von der Frage, was denn meine Seele sei, ist erquickten ein schon lange aus der Mode gekommen. „Quicklebendig“ sagt man höchstens noch. Aber es ist ein schönes und lustiges Wort. Es hat mit Glücklichkeit zu tun. Gott erquickt meine Seele. Und das kann man auch sagen, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie man „Seele“ definieren könnte. Das brauchen wir, dass wir aus Lethargie erwachen, die Lachfältchen bei den Augen etwas zu tun bekommen, frische Energie in uns spüren, so wie es wohl ein Zicklein im Gebirge haben mag, wenn es neugierig hinter der Mutter herspringt.

„Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.“

Nun führt uns der Psalm auch schon vom Bild des Hirten und der Herde weg. Man hat in der Antike übrigens auch Regierungen und ihre Völker mit Hirt und Herde verglichen. Die rechte Straße wäre dann der Weg von Recht und Ordnung, also worauf wir uns verlassen können, was recht und gut ist, woran wir uns halten wollen um des Friedens willen.

„Um seines Namens willen.“ - Sagt uns das überhaupt noch etwas? „Geheiligt werde dein Name.“ Und: Auf den Namen des Dreieinigen Gottes sind wir getauft. Uns geht da etwas gerade verloren, die wir uns mit Fingerabdruck, Passwörtern und Identitätsnummern ausweisen und DNA-Nachweise haben. Mein Name macht mich nicht nur einzigartig wie mein Fingerabdruck, er erklärt mich auch zu einer Person, die liebt und verstanden werden will, mit Respekt angesprochen werden möchte und jemand sein möchte unter seinen Nächsten. Es geht nicht nur um nackte Identität.

Doch der Name Gottes? So rufen wir ihn an, so wird er unser Gott, mein Herr und mein Gott. Sonst ist er uns am Ende nur eine wenig glaubwürdige Hypothese und ziemlich uninteressant, wenn meine Seele nicht mit ihm spricht. Und dafür braucht es zwei Namen, meinen und den Gottes, dafür muss ich mich als Person erfahren. Ein Name und die Statistik, das sind Gegenpole. In der DDR sprach man gern von Massenorganisationen, damit hatte die Partei schon mal ihren Offenbarungseid geleistet.

Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, mein Gott.

Es ist seltsam, aber je mehr wir digital mit allen möglichen Personen und Maschinen oft sogar zugleich kommunizieren, je mehr vereinzeln wir andererseits. Das bekommen auch Kirchengemeinden zu spüren: Wir leben zunehmend mehr nebeneinander her als miteinander. Das geht bis tief in die Familien hinein. Unsere Bindungen zueinander werden lockerer, und wir wissen nur zu gut, das bedeutet nicht mehr Freiheit, im Gegenteil. Wer sich von allem treiben lässt, ist nicht frei. Wie gut aber ist es in Not und Bedrängnis, wenn dann jemand da ist, für mich und ganz nah, der mir Freiraum und zugleich Geborgenheit gibt: „denn du bist bei mir.“ So lehrt Not beten und auch lieben.

„Dein Stecken und Stab trösten mich.“

Diese Zeile hat man schon immer so gedeutet: Gott ruft uns zum Frieden, und der wird von Ordnung getragen. Da brauche ich mich nicht zu fürchten. Es ist mein eigener Vorteil, halte auch ich mich an Ordnungen. Was ist besser als Frieden, auf den wir uns gemeinsam verlassen können und der auch von möglichst allen gewollt wird? Das hat an sich noch nichts mit Bevormundung zu tun.

So sind auch die Gebote Gottes nicht Aufseherparagrafen, sondern Grundlage gemeinsamen Lebens. Wenn niemand stiehlt, lügt, betrügt oder sich von Neid und Missgunst zerfressen lässt, was sollte ich mich groß fürchten müssen? Also sind Stecken und Stab des Hirten, sein Gebot und seine Ordnungen Trost, Halt und tun gut, auch wenn ich mich hin und wieder an diesem oder jenem daran ärgern mag.

Mein Gott! „Du bereitest mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde!“ Da bleibe mir also nicht einmal angesichts von Feinden der Bissen im Halse stecken. Da kann ich gut schlafen, auch wenn mich gerade eine frische Enttäuschung oder Grübelei verrückt machen will? Wo kann ich dieses Zaubermittel herbekommen, das keine Flucht ist, kein bloßes Wegducken und mir dennoch Seelenruhe gibt? „Lieber mit Gott in der Hölle als im Himmel ohne Gott.“

Da muss es sich um etwas anderes handeln als um Ablenkung, Unterhaltung, Rauschvorhang. Vertrauen mitten in einer wenig vertrauenswürdigen Umgebung? Glaube und Gebet gaben den Beter dieses Vertrauen.

„Du salbest mein Haupt mit Öl und schenkest mir voll ein.“

Bei allen neueren deutschen Versionen der Lutherübersetzung von Psalm 23 hat man die altertümliche Ausdrucksweise hier beibehalten. Worte haben mitunter Zauberkraft. Sie machen uns gewiss und ruhig, wie andere Worte umgekehrt Menschen auf die Palme bringen oder verrückt machen können.

So war das auch mit dem Öl. Salbungen waren etwas Geheimnisvolles. Du streichst es auf die Haut, und es scheint einzudringen. „Du salbest mein Haupt mit Öl.“ Wissenschaftlich ist das unwirksam wie Homöopathie. Aber es ist ein heiliger Akt. Da ging es nicht um Wellness.

Psalm 23 sei von König David gesungen. Der war erst einfacher Hirte, dann König seines Volkes. Und Könige wurde gesalbt. Ohne diesen Ritus gab es keine Krone, keine Vollmacht. Auch „Christus“ heißt übersetzt „der Gesalbte“. Er ist König des Reiches Gottes, des Himmelreichs. Ihn aber salbte im Unterschied zu den Königen Israels kein Hohepriester, sondern Magdalena, die man die Sünderin nannte. Judas hielt das für reine Geldverschwendung, denn ihr Salböl war äußerst teuer.

In der orthodoxen Taufe wird jedes Kind in der Kirche gesalbt. Bei uns ist davon nur der Gedanke geblieben: Wir nennen uns nach der Taufe „Christen“, das dürfen wir auch so übersetzen: Wir sind Gesalbte von Gottes Geist. Gott möge nicht nur irgendwie von fern her auf uns wirken, sondern auch in uns, so wie das Salböl durch die Haut zu dringen scheint und aus dem Hirten einen König machte.

„Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang.“

Gutes und Barmherzigkeit bekommt man nicht im Kaufhaus für Geld, sondern sie werden uns geschenkt, und wir müssen solche Gaben auch in uns selbst aufnehmen, sonst gehen sie an uns nur vorüber. Wir selbst sollten gütiger und barmherziger werden, sonst haften diese Gottesgaben nicht in uns.

„Und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“

Da denken wir sogleich an unsere Kirchen, und damit meine ich nicht das Gemeindegliederregister der Kirchengemeinde, sondern an weit Wichtigeres. Christus ist das Haupt, wir seine Glieder, schreibt Paulus. Darum nennen wir unsere Kirchen auch Haus Gottes, obgleich er da nicht wohnt wie wir in unseren Häusern. Kirchen sind Symbole unserer Begegnung mit Gott, hier ist Raum und Zeit dafür. Hier erweist Christus sich uns als unser Haupt. In einer Kirchenkreisverwaltung ist davon nichts zu spüren.

In einem Buch zu unserem Text hat jemand einmal etwas sehr Einfaches und zugleich sehr Einsichtiges getan. Er hat Psalm 23 vom Guten Hirten als Grundmuster für Seelsorge genommen. Wir sollten einander sein wie Gute Hirten im Sinne des Psalms: Vertrauen geben, einander Fröhlichkeit zukommen lassen, den Nächsten schützen, ihm Geborgenheit vermitteln. Es gilt bisweilen auch, ihn zu ermahnen, wieder auf den rechten Weg zu bringen, bei ihm zu sein, wenn er es denn nötig hat.

Psalm 23 singt von der Liebe Gottes zu uns, und davon, dass wir sie wahrnehmen. Und damit singt er auch von Nächstenliebe. Wir haben in der Prophetenlesung davon gehört, was es heißt, ein guter Hirte zu sein:

Das Schwache muss gestärkt werden, das Kranke geheilt. Das Verirrte sollte wieder zurecht gebracht, das Verlorene gesucht werden. Und Petrus schreibt uns von Jesus Christus als dem Guten Hirten, der nicht nur wie ein guter Schäfer sich äußerlich um seine Tiere kümmert, soweit es halt geht. Christus ist Hirte und Bischof unserer Seelen.

In unseren Kirchen ist das in verschiedene Ämter aufgeteilt: Diakon, das heißt Diener. „Pastor“ heißt zu deutsch Hirte und der Bischof, Episkop auf Griechisch, ist der Pastor, der darauf schaut, dass alles seine Ordnung habe und Eintracht walte. Eigentlich sind dies jedoch Ämter, die wir alle, jede und jeder auf eigene Weise wahrnehmen sollte. Wir seien einander mehr als nur Irgendwer. Denn Irgendwer ist der Bruder von Niemandem.

So singt Psalm 23 vom Geheimnis unseres Lebens.

Können wir uns eigentlich noch als Gottes Kinder verstehen? Das war vielen Generationen völlig selbstverständlich. Im Reich der vielen nüchternen Welterklärungen kommt uns das jedoch eher

seltens vor. Aber Gott gehört in keine Welterklärung, er ist vielmehr die Erklärung der Welt. Alle Dinge im Kosmos kommen irgendwo her, so doch wohl auch der Kosmos selbst. Und das sollte mit uns nichts zu tun haben? Darum beginnen wir unser Glaubensbekenntnis mit dem Satz zum Schöpfer des Himmels und der Erden, nicht als wilde Behauptung, sondern als Hoffungsgrundsatz. Das unterscheidet uns von der Kälte des unendlichen Alls: Wir vermögen zu lieben. Wir sind nicht nur etwas, wir sind wer. Wir sprechen darum von Seele und Person und haben Namen. Und so spiegelt sich ausgerechnet in den Kleinigkeiten des Miteinanders, die für die weite Welt völlig unwichtig erscheinen, der Geist des Schöpfers. Da zeigt sich, was die Welt im Innersten bewegt und zusammenhält. Es ist nicht die grandiose Tat, wie Goethes Faust dachte, auch nicht die verrückte Spannung und Kraft, die in jedem einzelnen Atom schlummert, auch nicht die unbändige Kraft der Sonnen, nicht die Feurgewalten unter unserer bisweilen aufbrechenden dünnen Erdkruste, sondern der liebevolle Blick meines Nächsten in dem alles gipfelt. Groß für unsere Sicht des Glaubens ist nicht das Riesenevent oder das Große und Ganze, sondern Liebe. Das dürfen wir uns gesagt sein lassen, das macht uns bedeutsam, das dürfen wir predigen. Zum Bild Gottes sind wir erschaffen. Und der hat uns geboten, einander gut zu sein wie der Hirte zu seinen Tieren, zu jedem einzelnen Lebewesen in seiner Obhut.

## Der Weinstock und die Kirche

*Apg 17,22-34; Joh 15,1-8*

Haben wir das recht verstanden? Als Kirche oder Kirchengemeinde sind wir wie ein Weinstock mit vielen Reben? Und in der Mitte stehen ein Pastor oder eine Vorsitzende, die müssen zusehen, wie sie alles zusammenhalten in diesen stürmischen oder in Bezug auf religiöse Wünsche eher lauen Zeiten? Nein, so ist es nicht: Christus ist der Weinstock, wir die Reben. Ob nun als verfasste Kirche mit Kirchenamt in Hannover

oder als eingetragener Verein, niemand sollte sich oder seine Organisation für den Weinstock halten. Und unsere Gemeinde ist auch nicht die Rebe, sondern Rebe und Traube sind wir als Personen, die sich um Christus herum versammeln. Wir sind, so wir in seinem Namen versammelt sind, eins auf besondere Art. Eine tiefe Gemeinschaft bildet sich auf diese Weise, im Himmel wurzelnd und nicht nur in geteilten Ansichten über Gott oder die Welt, wie bei Parteien oder Lehrausrichtungen. Unser Glaubensbekenntnis ist anderer Art als Parteiprogramme oder Lehrsysteme. Ein Glaubensbekenntnis meint eine bestimmte Art, Gottesdienst zu feiern. Es ist die Grundlage unserer Liturgie, nicht einer Gesinnungsgemeinschaft.

Was uns einträchtig werden lässt, ist eine Person, nicht ein Grundsatzprogramm. Auch Freunde können nicht unbedingt sagen, was sie vereint, aber sie wissen, mit wem sie verbunden sind. Sie können sogar gegensätzlicher Ansichten in diesem und jenem sein oder streiten sich auch hin und wieder, wie man es bisweilen mit sich selbst tut. Dumm und unnötig ist es nur, wenn man sich verstreitet. Das ist ein ähnlicher Unterschied wie zwischen neugierigem Zweifel und Verzweiflung.

Die Freundschaft, zu der Gott uns einlädt, geht tief. „Bleibt mir und ich in euch.“ Glaube ist nichts für Oberflächlichkeit. Darum sollten wir auch bei aller Freundschaft achtsam bleiben. Respekt unter uns ist hoch angebunden, denn wir begegnen einander hier und heute im Sonntagsgottesdienst immerhin unter Gottes Gegenwart.

Wenn Menschen so etwas tun, dann besinnen sie sich auf eine Gemeinsamkeit, die ins Mark geht: Wir sind uns darin einig, dass wir nach dem Guten, nach völligem Frieden fragen und im Himmelreich einander gute Nachbarn sein wollen. Uns vereint nicht nur äußerlich dies oder jenes, unsere Seelen reimen sich aufeinander. Unsere Lebenswurzeln verflechten sich miteinander in Gott.

Bleibt ihr in Christus, so bringt ihr viel Frucht. Ja, Jesus geht noch weiter, indem er sagt: Ohne mich könnt ihr das nicht, Frucht aus dem Glauben gewinnen. Der Glaube lässt sich nicht von lebendigem Gegenüber Gottes abtrennen. Mit Gott und Christus ist das nicht so, dass wir das einmal lernen, und dann tragen wir

dieses fromme Wissen mit nach Hause und machen dann etwas daraus, was wir für klug halten. Für unseren Glauben muss dieser direkte Kontakt bleiben, so wie man mit Freunden oder Familien in Kontakt bleiben sollte, oder besser: Wie man auf sein Herz hören sollte, seinem Nächsten in die Augen blicken, und nicht nur denken: Ich weiß schon, wie das geht mit dem Guten. Im Grunde brauche ich euch alle gar nicht mehr, so wie ein Kind aus dem Haus geht. Wir bedürfen der Gegenwart Gottes im Singen und Beten. Darum wären wir nichts als Kirche, würden wir nicht für und für Gottesdienste miteinander feiern.

Freilich können auch Atheisten, Agnostiker, Hinduisten oder Muslime Gutes tun. Der Friede Gottes, der über Bethlehem besungen wurde, gilt ja allen Menschen „guten Willens“. Gottes Wirken geht auch an denen, die ganz anders über Gott und die Welt denken oder sich einfach dumm anstellen, nicht hinhören oder ihn auch aus klug klingenden Gründen ablehnen, nicht vorüber. Wir alle sind aus Gott geboren, leben und weben in ihm, wie Paulus in Athen auf dem Aeropag den Leuten sagte, die von diesem seltsamen jüdischen Glauben nichts hielten. Gott hat Wunsch und Willen, niemandem zu schaden, gütig zu sein und in Frieden zu leben in unsere Herzen gesenkt wie eine DNA der Seele.

Doch zurück zu uns, die wir im gemeinsamen Glaubensbekenntnis, also in Christus die Einheit unserer Herzen suchen. Der beste Ausdruck unserer Gemeinschaft ist neben dem Abendmahl gemeinsames Singen. Davon spricht unser Psalm vom Anfang des Gottesdienstes und damit der Name dieses Sonntages heute: Jubilate!

„Alles Land bete dich an und lobsinge dir, lobsinge deinem Namen, Gott! Kommt her und sehet an die Werke Gottes, der so wunderbar ist in seinem Tun an den Menschenkindern!“

Auf Kreta sagt man gern, die Insel hätte etwas vom Paradies, wo immerhin Granatäpfel, Bananen und Olivenbäume gedeihen. Und wenn wir das nicht nur wissen, sondern auch einander sagen, fühlen wir uns hier gleich ein wenig wohler. Nun, dann sollten wir aber mit diesem „Paradies“, das wir nicht verlieren wollen, auch gemäßer umgehen und am besten ebenso mit allen darin lebenden Paradiesbewohnern. Guter Wille, Freundlichkeit und

Gastfreundschaft sind keine Luxusprodukte. Denn wenn man uns aus diesem Paradies verbannt, weil es unbewohnbar geworden ist oder wir alles einschließlich der Menschheit nur kaputt machen, weil wir uns so überaus schlaue Vorkommen, dann bliebe uns letztlich nur die kalte Seite des Weltalls. Wir sind aus Staub und werden zu Staub, das war's. Dann blühte uns Tod und kein himmlisches Jerusalem.

Das hatte Paulus im Sinn, als er auf dem Aeropag das Gespräch mit Philosophen wagte: Die Herrlichkeit der Erde ist Lehrstunde für die Ewigkeit. Darum sprach er die Auferstehung an, da aber drehten ihm die Leute den Rücken zu, das ging ihnen zu weit. Die Philosophie, Liebe zur Weisheit, sah sich gegenüber den verschiedenen religiösen Kulturen als erhabener an, auch so ein Denken ist uns vertraut. Das Wort „Stolz“ kommt zwar vom lateinischen Wort für Dummheit her, aber es kann einem schon die Brust schwellen lassen, wenn man sich für klug und überlegen hält. Mit Stolz misst man nicht sich an der Welt, sondern umgekehrt die Welt an sich. Und so misst man dann auch Religion am eigenen Verstand. Vielleicht ist das eine der größten Dummheiten, die man begehen kann, Gott an sich selbst und unserer beschränkten Denkfähigkeit messen zu wollen. Doch das Problem sitzt tiefer:

Wenn man sich für die Messlatte hält, wird Gott einem zum großen Unbekannten. Es bleiben nur Vorstellungen von ihm, denn Gott passt einfach nicht in unsere Maße, auch wenn wir von Unendlichkeit reden. Darum hatten sie in Athen diesen seltsamen Altar, geweiht dem Unbekannten Gott nach dem Motto: Man weiß ja nie. Messe ich Gott an mir selbst, am Ich, wie dann die Philosophen vor 200 Jahren sich ausdrückten, was und wie Gott sein könnte, was ich für möglich halte, verschwindet er im Nichts. Er verkümmert zu meiner eigenen Einbildung, egal wovon ich meinen Glauben einst genährt hatte.

Athen war zu Zeiten Jesu kein religiös einheitliches Gebilde, wo alle Griechen miteinander ein großes gemeinsames Fest hatten wie heutzutage Ostern. Athen war, was Religion betraf bunt durcheinandergewürfelt. Götter aller Welt wurden hier nebeneinander und zugleich verehrt. Da erschien eine nüchterne Philosophie praktisch und angemessen, die das alles von außen



betrachtete. Doch Paulus, den niemand weiter kannte, verteidigte seinen Glauben nicht, reihte sich nicht ein in die Vielfalt religiöser Möglichkeiten, sondern provozierte: Es ist nur ein Gott, und der hat Christus vom Tode erweckt. Solange er vom unbekanntem Gott gesprochen hatte, mochte das hingehen, aber als er von Gottes Offenbarung in Christus an das menschliche Geschlecht sprach, und damit noch nicht genug, von seiner Auferstehung vom Tod am Ostertag, da hatte er für die schlaun Athener den Bogen deutlich überspannt. Das sprengte den Rahmen, und die meisten wandten sich ab. Nur einige hörten weiter hin, einer war Dionysius aus der Athener Ratsversammlung und dann auch eine Frau, Damaris. Das wird damals kaum jemand beeindruckt haben. Man ging wieder seiner Wege und ließ Paulus einen guten Mann sein.

Bis Athen zu einer Stadt von Christen wurde, dauerte es Jahrhunderte. Das Wort Gottes, das Evangelium, braucht Zeit. Je weiter sich Ebenen auseinander bewegen, umso mehr Zeit braucht es, einander zu verstehen und zu achten. Dies gilt auch für uns heute, da wir eine vergleichbare Religionsvielfalt haben und so etwas wie Ostern oder auch die Offenbarung Gottes in Jesus von Nazareth üblichen Denkmustern grundsätzlich verquer liegt. Vielleicht brauchen wir heute mehr Zeit denn je für unseren Glauben.

Aber gerade heute soll alles immer schnell gehen. Artikel, die länger als eine halbe Zeitungsseite gehen, liest man nicht. In der digitalen Presse werden wir geradezu gewarnt: Dies zu lesen, kostet dich sieben Minuten, also lieber gar nicht erst damit anfangen. Eine Predigt dauert 15 Minuten, das geht also eher gar nicht.

„Nun aber gebietet Gott den Menschen, dass sie an allen Enden Buße tun.“ Damit hatte Paulus nicht im Sinn, dass sie alle Mitglieder seines Vereins würden oder einem bestimmten Moralsystem folgen sollten, sondern das hieß: „Prüfet alles, das Gute behaltet,“ so schrieb Paulus an die Gemeinde in Thessaloniki. Und das galt und gilt nicht nur Dingen und Sachverhalten, sondern vor allem den Menschen selbst: Nimm dir die Zeit für dich selbst: Das Gute an dir bewahre, also ist es gut, dich auch kritisch zu sehen. Der Akzent liegt dabei nicht auf der

Kritik, sondern darauf, das Gute in dir zu finden und herauszuschälen.

Wir brauchen nur einmal einen Nachrichtenkanal zu durchblättern, dann verstehen wir, wie aktuell das ist mit dem Satz von der Buße, der Suche nach dem Besseren, zu der Reue ebenso gehört wie Einsicht, Verstehen, Hunger und Durst nach Gerechtigkeit. Und eben davon wollen wir hier gemeinsam singen, und von der Hoffnung, und dass wir nicht allen Glauben verlieren.

Wenn zum orthodoxen Osterfest die Massen in die Kirche strömen, ist das nicht so sehr eine religiöse Meinungsäußerung. Dann suchen die Menschen Begegnung mit Gott. Darum sind die Ostfenster in diesen Kirchen so klein, und es gibt auf der Seite auch keine Tür in den Kirchen. Durch das oft schön gemauerte, winzige Fensterchen dringt nur ein wenig Licht auf den Altar. Man schaut da nicht hinaus in die Welt. Aber die Türen an den Seiten und im Westen der Kirche öffnen sich dann, und die Leute strömen herein und sehen sich hier mit anderen Augen, denn nun stehen wir gemeinsam vor Gottes Angesicht. In der Kirche lernen wir, uns in diesem anderen Licht zu sehen, einander wahrzunehmen: Was hat vor Gott an uns Bestand?

Ich bin der Weinstock, ihr die Reben, spricht der Herr. Tragt Frucht! Wir lassen uns hier also etwas sagen. Aber nicht ich predige euch etwas, sondern in der Predigt suchen wir auf Gottes Wort zu hören. Wir stellen uns unter das Licht Gottes. Das war einmal eine Art Definition von Heiligkeit, sich unter Gottes Licht wahrzunehmen, um das Gute in sich zu entdecken und zu bewahren. Wir erfahren im Glauben, was uns Gott gibt, seinen Geist, der uns das Gute und den Frieden aus tiefstem Herzen suchen und auch finden lässt.

# Singet!

*1 Sam 16,14-23; Kol 3,12-17*

Wenn man fein ausgehen möchte, kleidet man sich schon mal auch etwas feiner. Und wenn man jemandem begegnet, der einem wichtig ist, achtet man nicht nur darauf, nett angezogen zu sein, sondern verhält sich auch bewusster. Man achtet darauf, was man sagt, was man besser nicht sagt und wie man sich ausdrückt. Perfekt läuft es, wenn man das alles dennoch ungezwungen tun kann und man zwar auf sich achtet, aber nicht auf sich aufpassen muss.

In der Liebe ist das normal, einfach und natürlich. Da ist der Andere vielleicht sogar der mir wichtigste Mensch auf Erden, auf jeden Fall aber in diesem Moment. Ihm wende ich mich nun ganz und gar zu, und das heißt dann auch: von allen Anderen wende ich mich nun ab. So wie der Mensch halt eine Vor- und eine Rückseite hat.

Paulus schreibt in seinem Brief an die Gemeinde in Kolossä: Zieht an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit.

In der Liebe, da erfährt man sich leichthin ganz und gar. Da denkt man überhaupt nicht an sich selbst, und ist doch mit sich so rund und glücklich wie nie. Liebe ist der perfekte Friede des Herzens.

Und der Friede Christi, zu dem ihr berufen seid in einem Leibe, regiere eure Herzen.

Sollte das nicht nur im Zweisein mit der Liebsten oder dem eigenen Kind auf dem Arm gelten, sondern auch im Miteinander der Menschen, die man so genau nicht kennt? Die einem nicht besonders wohlgesonnen sind? Die „Kleidung“ des Herzens, die ein Liebender anlegen sollte beschreibt Paulus so:

„Zieht nun an als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld.“

Wir sollten uns diese unsere Seele schmückenden fünf Kleidungsstücke des Herzens einmal näher ansehen. In diesen Worten spiegeln sich teure Kostbarkeiten. Dabei schauen sie in jeder Sprache auch immer etwas anders aus. Übersetzungen sind

ja keine Eins zu Eins Übertragungen. Jede Sprache setzt mit ihren Worten und Redewendungen die Akzente etwas anders, ist auf unterschiedliche Art weise. Und für jeden hören sich dieselben Worte auch immer etwas anders an, sie kommen bei unterschiedlichen Menschen jeweils anders zum Leuchten, zum Klingen.

So ist es auch mit Gottes Wort. Es spricht in unser Leben hinein und bringt dort unterschiedlich Frucht. Es ist mit uns so, dass wir zwar alle Menschen sind, wie Salamander Salamander oder Bartnelken Bartnelken. Bei uns ist es so, dass jeder nahezu eine eigene Art zu sein scheint. Niemand ist so wie ich, nicht nur äußerlich, sondern so eine verrückte Pflanze halt, die es nicht ein zweites Mal auf Erden gibt. Und niemand ist so wie die Person, die ich von Herzen liebe.

Und doch mögen wir alle herzliches Erbarmen zeigen, auch wenn es sich verschieden äußert, in geradezu großer Vielfalt. Dieses Kleid des Herzens kann man nicht im Kaufhaus erwerben und es steht auch jedem Menschen anders, doch steht es allen gut. Wir sind eben von Gott nicht nur zu Arbeit und zum Funktionieren erschaffen, sondern vor allem zur Liebe, dem Band der Vollkommenheit.

Erbarmen: Das Wort ist weithin aus dem Gebrauch gekommen, wie etliche Worte, mit denen geistige und geistliche Kostbarkeiten in Vergessenheit geraten. In unserer Zeit, wo tausend neue Dinge ständig auf uns eindringen, Bilder, neue Technik, die von uns Veränderung einfordert, professionelle Einflüsse von allen möglichen Seiten, da geht viel verloren, unter anderem auch Worte, die von Kindern dann nicht mehr oder kaum und nur ansatzweise noch verstanden werden. Wir brauchen nicht nur Umweltschutz, wir müssen uns auch Mühe geben, Kultur nicht unter die Räder geraten zu lassen. Und dazu gehören nicht nur große Bauwerke, sondern auch schöne und wertvolle Sprachstücke, die etwas ausdrücken, was anders nicht gesagt werden kann.

Erbarmen: Da zieht sich mein Herz zusammen. Da muss etwas geschehen, ich bin dazu herausgefordert. Da wird in mir der Wunsch stark, unbedingt zu helfen, da zu sein, mich dem anderen

zuzuwenden. Gebräuchlicher ist das böse Gegenteil: Erbarmungslos. Wie schön hingegen, ist jemand voll Erbarmens!

Übrigens sprechen die Sprachen auch miteinander. Das geht vor allem mit Übersetzungen einher. Romane, Gedichte und Filme werden übersetzt und so bereichern die Sprachen mit ihren Bedeutungen und Erfahrungen einander. Dabei spielt die Bibel seit Jahrhunderten eine große Rolle, denn sie gibt es in nahezu allen Sprachen. Auch so lehren wir die Völker, wie es der Taufbefehl der Jüngerschar gebietet.

Im Lateinischen steht da „*misericordia*“: Da wird dem Menschen elend ums Herz bei dem Wunsch, unbedingt seinem Nächsten jetzt Gutes tun zu wollen. Kennst du denn kein Erbarmen? So sagte man früher. Kennen wir es denn als gute Gabe in uns?

Es folgt im Text die Freundlichkeit. Im Lateinischen „*benignitas*“, Güte. Damit ist nicht eine technische Qualität gemeint, sondern dass wir einander gut sein wollen. Das griechische Wort, das Paulus gebrauchte, und von Luther als Freundlichkeit übersetzt wurde, gibt das Wörterbuch mit einem ganzen Katalog guter Worte wieder: aufrichtig, brauchbar, mutig, edel, ehrenwert, gütig, rechtschaffen, redlich, tüchtig: So mögen wir einander begegnen. Heute bedeutet dasselbe griechische Wort vor allem „nützlich“. Nicht nur das Deutsche hat eben gewisse Probleme. Sprachverarmung gibt es überall, trotz aller Bereicherung auf der anderen Seite. Neu ist eben nicht immer besser. Luther übersetzte das Wort also mit „freundlich“: Seid einander gute Freunde.

Doch freundlich zu jedermann sein? Das ist schon eine besondere Herausforderung. Gott würde das gefallen, wenn wir damit nicht am Gartenzaun einhalten. Und genauer betrachtet, ist das auch bitter nötig, gerade in unseren Zeiten, wo die Mehrheit einfach mal aneinander vorbei lebt.

Dann die Demut. Auch darin sollten wir unser Herz kleiden. „Demut“ klingt fast wie ein alter Frauennamen, und so war es einst auch tatsächlich. Wir kennen das Wort heute vor allem als Demütigung. Böse Worte scheinen kräftiger zu sein und sich dauerhafter zu halten als gute. Sie schlagen zu und machen es sich einfach, verletzen und sitzen, wie man sagt. Sie setzen sich fest

wie Blutegel an der Haut. Böse Worte müssen sich nicht entfalten wie zarte wie positive Begriffe. Demut sollte man in seinem Herzen säen und schauen, dass sie in einem Wurzeln schlägt und wächst, sich öffnet wie Blumen. Dann trägt Demut auch Frucht. Liebe nährt sich zum Beispiel aus Demut, ebenso wie aus Güte und Nachsicht. Aber das braucht Zeit. Demut ist nichts, was schnell geht. Das Herz muss erst lernen, mit dieser Kleidung unter die Leute zu gehen. Solche Tugenden kann man sich nicht einfach anheften wie Wahlplakate. Dann würden sie eher zum Selbstbetrug. Im Lateinischen hat das Wort für Demut etwas damit zu tun, sich nicht selbst groß zu machen. Es ist dort Gegenwort zum Stolz. Nicht hoch gesinnt sein, also nicht eingebildet durch die Gegend laufen. Manch einer schwankt zwischen Stolz und Überheblichkeit auf der einen Seite, und Depression und mangelnde Selbstliebe auf der anderen Seite. Demut im guten Sinn ist so etwas wie die Waage dazwischen, Ausgeglichenheit. So möchte Gott uns haben, demütig, denn das tut dem Herzen gut, und Gott will unser Heil, nicht unser Verderben.

Wir mögen einander so begegnen, mit Erbarmen, Freundlichkeit und Demut. Diese Eigenschaften sollten wir uns angewöhnen, wie Kleidung gut anliegt und man sich darin wohl befindet und sich sicher fühlt.

Nach der Demut kommt ihre Schwester, die Sanftmut. Sie mögen wir auch aus den Seligpreisungen kennen: Selig sind die Sanftmütigen, sie werden das Erdreich besitzen. Wir sollten vorsichtig und nachsichtig miteinander umgehen. Weichheit und Sensibilität können wir uns leisten, wenn wir einander gut sind und das auch einander ernsthaft zusagen. Auch Männer dürfen weinen oder jemanden in den Arm nehmen, wenn es angebracht ist. Harte Kerle, also Leute mit harter Schale, mögen so etwas nicht. Sie sind gerne cool und lassen nicht an sich rankommen, sie prahlen mit Gleichgültigkeit. Frauen können das übrigens mindestens genauso, aber schön ist das nicht für ein gutes Miteinander. Gleichgültigkeit kann zum Gift werden und gibt dem Bösen unter den Menschen freie Bahn. Gleichgültigkeit und Hartherzigkeit unter uns Menschen sind gefährlicher als Volkskrankheiten, schließlich ermöglichen sie Bösewichten, ganze Völker zu unterjochen.

Zu guter Letzt die Geduld. Auf Latein ist das der Patient. Im Griechischen ist es die Langmut oder der Großmut. „Geduld“ spricht von Zeit, aber auch von Respekt. Dulden hat mit Toleranz zu tun, denn dann dulde, ertrage ich etwas, was ich eigentlich nicht mag. Ich halte zum Beispiel meinen anstrengenden Nächsten aus. Wenn wir doch mehr Geduld miteinander hätten! Manchmal freilich darf man sie auch getrost verlieren. Es gibt Zeiten, da darf man sich nicht hinter der Geduld verstecken, da muss getan werden, was getan werden muss, und zwar jetzt.

Diese guten Eigenschaften, die uns Paulus im Namen Gottes vorhält, sind keine Universalmedizin, die man immer und überall verordnen kann. Sie haben ihre Zeit und ihren Ort. Böse Menschen suchen Freunde, und man sollte nicht darauf eingehen. Mit Sanftmut macht man sich auch verletzlich. Bisweilen braucht man eine harte Schale und muss sich sogar abwenden. Bei Jesaja lesen wir vom leidenden Gerechten: Ich habe mein Angesicht hart gemacht wie einen Kieselstein.

Aber wenn Friede unter uns herrscht? Und das braucht unser Herz, das braucht unsere Welt, dass Friede herrscht. Dann gewinnen diese schönen Wort an Kraft.

Schließlich lesen wir gleich danach den schönen Satz: „Lasst das Wort Christi reichlich unter euch wohnen.“

Wir lesen in Deutschland diesen Abschnitt gern bei Trauungen. In Ehen und unter Freunden gelte auf jeden Fall, was wir gehört haben. Und das muss erlernt werden, von Kindheit an. Kinder lernen Worte nicht wie wir Fremdsprachen mit einem Wörterbuch. Ihre Herzen müssen die guten Worte sich erobern, sie sich aneignen. Worte ergreifen von uns Besitz, von Kindesbeinen an.

Was Paulus da an die Gemeinde in Kolossä schrieb, sagt uns Gott, und er hat uns ein Bild dafür gegeben, Jesus von Nazareth. Das bedeutet: So ist Gott. Er ist Liebe. Er begegnet uns mit Sanftmut, Geduld und sogar Demut, obwohl er Gott ist.

Wir sollten nicht danach schauen, wie wir unseren Glauben schön annehmbar, marktfähig und für den Verstand akzeptabel machen, sondern seine Unglaublichkeit bewundern: So soll der Schöpfer des Weltalls sein? Demütig? Von Christus heißt es in der Bibel, er sei das Ebenbild Gottes. Und wir? Zum Bild Gottes sind

auch wir erschaffen. Das sagt Gott uns: So seid zueinander, dann kommt ihr nicht nur irgendwie durchs Leben, sondern dann kann sich eure Seele, euer Herz entfalten gleich einer Blüte, wenn die Sonne sie erreicht. So seid ihr Menschen im besten Fall. Darum sagen wir, so jemand das alles missachtet und lieber drein schlägt, mit Stolz die Welt verheert, unduldsam und böse ist, das sei unmenschlich. Und wenn es ganz schlimm kommt, sprechen wir von Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Wir haben also noch nicht vergessen, dass Menschlichkeit bedeutet, einander liebevoll und gütig zu begegnen.

Von König Saul haben wir in der Lesung gehört: „Ein böser Geist verstörte ihn.“ Und dann kam David, der Hirtenjunge und sang ihm Lieder vor. „So erquickte sich Saul, und es ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm.“ Bei allen Menschen funktioniert das leider nicht, viel zu viele sind dazu viel zu sehr verbiestert und taub auf den Ohren des Herzens. Aber wir sind das hoffentlich nicht. So singen wir gern, auch im übertragenen Sinn: Kantate, Singet, so heißt unser Sonntag heute. „Singet dem Herr, denn er tut Wunder. Er schafft Heil.“

Gut wie Gott sind wir nicht. Aber vielleicht ein wenig mehr mit der Zeit? Fast wie Engel? Boten der Güte Gottes? Das ist jedenfalls ein überaus schönes Festkleid, das gewebt ist aus herzlichem Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut und Geduld. Und wenn wir Menschen begegnen, die sich uns so geben, dann dürfen wir ihnen dafür sehr dankbar sein.

Und nun zurück zum Anfang. Wie sollten wir sein, wenn wir diesem unglaublichen Gott gegenüberstehen? Demütig, gütig, sanftmütig und von Liebe geprägt. Das ist auch das Kleid, in dem wir Gott begegnen sollten. Anders gelangt man auch nicht ins Himmelreich.



# Himmelfahrt

*Apg 1,3-11; Lk 24,50-53*

*EG 120; EG (Bayern) 562; EG (Bayern) 563*

Christi fuhr gen Himmel,  
Was sand't er uns hernieder?  
Den Tröster, den heiligen Geist,  
zu Trost der ganzen Christenheit, Kyrieleis.  
Halleluja! Halleluja! Halleluja!  
Des soll'n wir alle froh sein,  
Christ will unser Trost sein, Kyrieleis.  
*EG 120*

Da standen sie nun unter freiem Himmel mit dem Auferstandenen, und er entschwand ihren Augen. Erzählt ist es, als würde Christus vor ihnen aufgehoben in eine Wolke hinein. In unseren Zeiten, wo man sich hin und wieder in riesigen Maschinen über die Wolken hinaus erheben lässt und sich die verrücktesten Tricks virtuell vorgaukeln lässt, wirkt so eine Erzählung eher altbacken und vor allem seltsam. Aber Himmel ist nicht Himmel. Hier geht es um zweierlei, sky and heaven. So wie es mit uns um zweierlei geht: body and soul, Leib und Seele. Wobei wir nun auch die Seele zu sezieren gelernt haben. Allerdings, die Psyche mit ihren Gehirnströmen und Funktionstechniken ist nicht identisch mit dem, was man in alter Zeit Seele nannte.

Und als der Auferstandene nicht mehr bei ihnen war, müssen die Apostel ihre Köpfe wohl wieder sinken gelassen haben, und schauten so einander in die Augen. Hier auf Erden ist nicht Ort und Zeit des Himmelreichs, sondern hier gibt es Längen- und Breitengrade, Uhrzeiten und Kalender. Oder ist doch auch Himmel in uns?

„Den Tröster, den Heiligen Geist zu Trost der ganzen Christenheit, den sandte er uns hernieder.“ Wo der Geist Gottes weht, ist Himmel unter uns. Und jedem von uns ist klar, dass da nicht von Sauerstoffgemisch die Rede ist.

„Der Himmel geht über allen auf, auf alle über, über allen auf.“  
So dichtete ein katholische Priester vor 50 Jahren, und wir singen es heute noch. Was erscheint uns himmlisch? Womit trösten wir uns? Woran finden wir Halt? Und: Wer tröstet mich, an wem finde ich Halt? Und damit wiederum verbunden: Gebe ich jemandem Halt? Bin ich jemandem Trost?

Das kann man immer nur versuchen, gewährleiten lässt sich da nichts. Solche Dinge verbleiben im Offenen. Das ist paradoxer Weise bei Geheimnissen so: Sie schließen nicht nur etwas ein, zeigen etwas, was anders nicht zu fassen ist, sie belassen etwas im Offenen, Ungeklärten. Sie verbergen und klären im selben Zug. Ihre Wahrheit lässt sich nicht auflösen, ausmessen, sie erweist sich. So reden wir eben vom Geheimnis des Glaubens und halten das nicht für eine Art von Unwissenheit.

Dem Ungreifbaren eines Geheimnisses entspricht Tiefe, die sich nicht ausloten lässt. Liebe ist ein solches Geheimnis, das man besser nicht zu sehr analysiert, damit sie einem nicht unter der Hand entgleitet und zerbröckelt. Nur darum kann sie bis an den Tod reichen, weil ihr Offenheit und zugleich Geschlossenheit eigen ist. Gottes Gerechtigkeit mit ihrer unbestechlichen Wahrheit, die sich mit Gnade und Liebe zusammensetzt, reicht so weit der Himmel reicht und so weit die Wolken gehen.

Geheimnis, Poesie und Glaube sind auf eigene Weise konkret und bestimmt in ihrer Aussage. Sie sind nicht zu fassen und können doch Halt geben. An ihnen bricht sich die Logik.

Gedichtinterpretation war schon in der Schule immer so eine Sache. Kann man denn ein Gedicht in schlüssige Sätze umwandeln? Dann ist der Zauber hin und weg. Seine Poesie haben wir nicht erfasst, sind ihr nicht wirklich auf die Schliche gekommen mit unseren klugen Erklärungen, sondern ist durch zu viel Erläuterungen unseren Händen entglitten. Eine gute Auslegung seziert weniger einen poetischen Text, sondern führt zu ihm hin, gibt dem Staunen und der Bewunderung den nötigen Grund. Dafür muss man auch solche Geschichten wie die von der Himmelfahrt einfach so nehmen, wie sie da steht, denn es geht ja nicht um ein spektakuläres Naturereignis, sondern darum, dass uns hier von Gottes Wirken erzählt wird, und das lässt sich auch heute nicht nachverfolgen wie ein Kriminalfall.

Unser Glaube lässt sich nicht mit einem Lexikonartikel definieren. Wir sammeln uns um Ereignisse, die sich allzu logischen Erklärungen entziehen. Dennoch sind wir darum weder ignorant oder dumm. Wie genau tröstet uns der Heilige Geist? Das können wir nicht sagen. Aber erzählen und singen lässt sich davon. Himmel möge in uns wohnen. Das zu beschreiben eignen sich Wissenschaftssprache und Definitionen nicht. Man würde nur daran vorbeireden.

So umschrieb Jesaja das Himmlische: „Da wird der Wolf beim Lamm wohnen und der Panther beim Böcklein lagern. Kalb und Löwe werden miteinander grasen, und ein kleiner Knabe wird sie leiten.“ Das kann nicht so sein, und muss doch so sein. Sonst ist es keine Erlösung. Darum muss man so paradox davon reden. Vom Himmel zu sprechen, braucht darum Gesang und Poesie. Darum sind Kirchen schön und haben Bilder. Und bei alten Kapellen in den Bergen und Höhlen Kretas sind gar Wand und Decken mit Heiligen und heiligen Geschichten ausgemalt. Da ist der Himmel in Farben gefasst, in den Christus eingetaucht und aufgefahren ist.

Im Himmlischen Jerusalem gibt es übrigens keinen Tempel und keine Kirchen mehr. Da sind wir es ganz und gar selbst. Da ist Gott mitten unter uns. Da werden wir von Gott erkannt, da sehen wir von Angesicht zu Angesicht. Dann werden wir erkennen, wie wir erkannt werden. Da löst sich unser Geheimnis nicht auf, da erfüllt es sich.

Und so gingen also die Jünger nach der Himmelfahrt wieder vom Berg hinunter, wo sie dem Himmel nahe wie nie zuvor gewesen waren. Sie gingen jeder für sich und dennoch gemeinsam, Weggefährten auf Erden mit dem Ziel des Himmels im Herzen.

Ein paar Tage später versammelten sie sich von neuem. Und dann wurde der Heilige Geist für sie spürbar, gleich einer brennenden Flamme über ihren Häuptern. In einem alten Hymnus heißt die dazugehörige Bitte:

„Komm, Heiliger Geist, der Leben schafft, / erfülle uns mit deiner Kraft. / Dein Schöpferwort rief uns zum Sein: / nun hauch uns Gottes Odem ein.“

Mit Gottes Odem im Herzen sein Leben führen? Gewichtigeren Trost gibt es wohl nicht. Er lässt uns lieben, das Gute suchen, dem

Frieden nachjagen. Hat das Wort Himmel zwei Bedeutungen, so wohl auch Atem, Leben, Herz und Seele.

Wehe uns, wollten wir dieses Geheimnis für ein lösbares Rätsel halten! Das gilt es hinzunehmen, dass der Himmel nicht der Himmel ist, dass unsere Seele mehr ist, als der Psychologe daran analysieren kann und dass in der dahin huschenden Zeit auch schon Ewigkeit wohnt.

## Pfingsten

Apg,1-21;

EG (Bayern) 564

„Komm heiliger Geist, mit der Kraft, die uns verbindet und Leben schafft!“ So singen wir heute in unserem Gottesdienst am Pfingsttag. In der Apostelgeschichte kam der Heilige Geist als eine Flamme auf den Häuptern der predigenden Apostel und durch ihre Worte dann auch in die Herzen der verwunderten Zuhörer. Durch Worte kommt auch der Geist Gottes zu uns, und hoffentlich nicht nur wie Wissenswertes oder eine Neuigkeit in unseren Verstand, sondern eben auch ins Herz. Das Bild ist gewaltig: Eine Feuerflamme auf den Häuptern. Man kann ja mal versuchen, die Fingerspitze in eine der so harmlos ausschauenden Kerzenflammen zu stecken, dann weiß man, was hier im Bilde ist.

Eine Kraft, die Leben schafft.

Wir sollten uns das also nicht zu abstrakt vorstellen. Nichts ist konkreter als Leben, Lebendigkeit. Das ist nicht nur irgendwas, das bin ich selbst, bist du, sind wir. Es ließe sich freilich spekulieren, was das sei, der Geist Gottes. Aber da wäre schon die Frage falsch gestellt: Nicht was, sondern: wer ist der Heilige Geist? Gott selbst ist es, der zu der aufgebrachten Gemeinde in Jerusalem durch die Apostel sprach. Und die Kirche wählte dann für ihre Gottesdienste nicht nur den Sonntag als kleines

Wochenostern, sie wählte auch die Uhrzeit der Pfingstgeschichte für die Versammlung im Namen Gottes, den Sonntagvormittag.

Es war in Jerusalem damals kein Tag wie jeder andere. Sieben mal sieben Tage und einen Tag lag der Auferstehungstag nun zurück. Zudem war gerade Festtag, Schawuot. An diesem Tag gedachte man in Israel des Erhalts von den Zehn Geboten durch Mose. Doch nun predigten die Jünger Jesu, die Apostel den Christus, und die vielen Feiernden am Tempel hörten und verstanden es in ihrer Sprache. Es war, als hätte es die Sprachverwirrung von Babel nicht gegeben. Oder sie wäre mit einem Schlage hier überwunden. Alle Welt verstünde sich, wenn man nur auf Gottes Geist hörte!

Gott spricht in die Sprachen aller Völker hinein. Das ist Mission, und nicht etwa Mitgliedergewinnung eines frommen Vereins, so wichtig so etwas auch sein mag. Mission der Kirche ist es, das Wort Gottes allen Völkern zu sagen, ins Herz zu schreiben, so dass sie es hören und bedenken und lernen, danach zu leben. Die Gebote, die Mose aus Gottes Händen für Israel anvertraut bekam, gelten nicht nur einem Volk. Alle Welt möge auf Gottes Wort hören und sich vom Heiligen Geist erfüllen lassen!

Darum hat man diesen Tag auch als das Geburtsdatum der Kirche bezeichnet. Und heute, wir hier? Für Viele ist das alles eher ein alter Hut. Man kennt das ja. Pfingsten mag man aus Tradition begehen, es ist eh kein allzu großer Feiertag, das lockt kaum einen noch hinterm Ofen vor. Begeisterung? Die muss man schon inszenieren. Dann freilich ist es nicht mehr der Heilige Geist selbst. Unsere Sprache verrät uns, wenn *wir* jemanden *für* etwas oder Gott begeistern wollen. Dann ist da ganz sicher keine Flamme über unsern Häuptern.

Die Feuerflammen auf den Häuptern der Apostel zeigten an: Sie predigten nicht aus ihrem Verstand, aus sich selbst, sie sagten, was Gott ihnen eingab, aus ihnen sprachen Gottes Liebe und Wahrheit, nicht aber Regeln, Vorschriften, eigene Schlauheit oder Angelesenes. Gottes Wort ist weder ein alter noch ein moderner Hut. Es verkauft sich auch nicht. Das Copyright auf den aktuellen Bibelübersetzungen kann ich zwar verstehen, aber es fühlt sich falsch an.

Rühren wir an Gottes Wort und Gebot, haben wir es mit Feuer zu tun. So stand Mose vor dem Dornbusch, und der brannte lichterloh. Und es war besser, nicht zu nahe zu treten. Aber es galt zuzuhören und zu reden, hörend zu reden. So wie wir es in Gottesdiensten tun sollten. Darum brennen hier Kerzen. Darum geht es hier nicht nur sachlich zu, denn Gott ist unter uns. Vieles an unseren Gottesdiensten spricht eher dafür, dass wir mit Gottes Gegenwart nicht wirklich rechnen. Er ist uns dann im negativen Wortsinn Geist. Schade!

„Und es soll geschehen in den letzten Tagen, da will ich ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch,...“ So begann Petrus seine Predigt. Das hatte Prophet Joel einige Jahrhunderte zuvor gesagt. Wann sind diese „letzten Tage“? An der Grenze der Zeit. Am Ende von allem soll etwas beginnen! Umgewendet heißt dies auch: Wo wirklich Neues beginnt, hat das auch mit dem Ende von allem zu tun. Aristoteles nahm das als eine der vier Ursachenarten, als Zielursache. Wir sollten bei dem Fragen nach dem Ende nicht nur in eine ferne, nebulöse Zukunft Ausschau halten.

Und noch etwas: Gott will nicht auch noch ein wenig in unserer Zeit mitreden. Er erbittet nicht auch noch etwas Redezeit nach dem Motto: Lasst mich doch bitte auch mal zu Wort kommen. Bisweilen klingt das bei der Kirche so, als würde sie sich so erleben. Ist Gott Gott, muss sein Wort grundsätzlich ein völlig anderes Gewicht haben als unsere Redebeiträge. Er hält uns sein Wort entgegen. Nicht dass er allem nur widerspräche, denn er ist ja der Schöpfer, aber es ist kein Wunder, dass dem Geist Gottes ständig widersprochen wird. Den Eckstein „Christus“ verwerfen die Leute wieder und wieder. Wir haben viele Einwände gegen Gottes Wort, viele Gründe, warum wir nicht tun, was getan werden sollte. Wir kultivieren immer schon Gründe, warum wir mit gutem Gewissen Unsinn tun. So kann das bei Gott nicht sein. Darum ist sein Wort Stolperstein und passt sich nicht ein.

Es ist für uns nicht einfach, Gottes Stimme in dem Stimmengewirr unserer Zeit herauszuhören. Darum hat man Kirchen gebaut, in der Regel eine Art Kreis herum gezogen und Mauern errichtet. Während der Gottesdienste wendet man der Welt

gar den Rücken zu, bevor man sich ihr dann mit dem Segen Gottes und seinem Wort im Herzen auch wieder zuwendet.

Gottes Geist ist nicht etwas, sondern ein Wer. Gott ist auch nicht ein höchstes Wesen, sondern Liebe. Und als Mose Gott fragte, was er denn den Leuten sagen solle, wer er sei, sagte er: Der Gott deiner Väter. Und dein Name? Ich bin, der ich euch sein werde. Also keine Definition von Gott, wie wir es gerne hätten. Stattdessen Überraschung und Paradoxien. Einfangen lässt sich der Geist Gottes nicht. Er weht wo und wie er will. Er mag keine Definitionen und Erklärungen. Er lässt sich nicht untersuchen und vor allem entzieht er sich jeglicher Verwendungsmethode. Er sträubt sich auch gegen Vereinnahmung durch festgelegte Methoden. Er lässt sich weder filmen noch medial verarbeiten und verwerten. Man kann aber von ihm erzählen, allerdings im Wissen, dass man dann immer mehr von sich selbst oder anderen Menschen erzählt, als von ihm selbst. Er verbirgt sich in unserem Glauben. Das ist der Ort seiner Offenbarung, nicht nur irgendwann früher einmal bei anderen Leuten, sondern bei uns, so wir auf ihn zu hören bereit sind und uns in seinem Namen versammeln.

Gott ist freigiebig mit seinem Geist, seiner Gegenwart. Petrus zitiert aus dem Alten Testament den Vers: „Wer den Namen des Herren anrufen wird, der soll gerettet werden, er wird das Heil erfahren.“ Es gibt viele offene Kirchen unter der Woche, wenn die Orgel schweigt. Doch am schönsten sollte es dort sein, wenn darin gemeinsam gesungen und gebetet wird. Aber es ist nichts, wenn wir nicht mit dem Herzen dabei sind.

# Die Dreifaltigkeit Gottes

*Ps 113,1-9; Jes 6,1-8; Röm 11,32-36; Joh 3,1-8*

Wer ist wie der Herr, unser Gott? So ruft der Psalmist aus. Auf Hebräisch heißt die Frage wie ein Name, den wir gut kennen: Michael. Der Erzengel Michael, der nach der Offenbarung des Johannes den bösen Drachen aus dem Himmel wirft, trägt diese Frage als Namen an sich: Wer schon ist wie Gott? Also, möchte man hinzufügen, was fürchtest du dich, Menschenkind?

Die Orthodoxie kennt den Trinitatissonntag nicht. Diese Tradition ist in Westeuropa entstanden im Mittelalter. Man wollte das feiern, dass wir zu Gott sagen können: Vater, Sohn und Heiliger Geist! Das ist auch vollkommen im Sinn der Orthodoxie, darum markiert dieses Fest auch keinen wirklichen Unterschied zwischen den Kirchen. Denn darauf können sich alle Kirchen einigen, auf den Glauben an die Dreifaltigkeit, die Dreieinigkeit, Tri - Unitas Gottes.

Darin unterscheiden wir uns allerdings vom Judentum und Islam. Da missversteht man unsere Rede vom Dreieinigen Gott auch gern und gründlich. Da kann man schon mal lesen, wir würden an drei Götter glauben, oder Jesus von Nazareth sei für uns so etwas wie ein auf Erden wandelnder Gott, also nicht wirklich Mensch, eher so etwas wie Zeus, der mal so oder so den Menschen in den mythologischen Geschichten erscheint. Oder wir würden den Propheten Jesus, einen Menschen als Gott anbeten. Inzwischen ist aber auch im Kirchenvolk die Rede vom Dreieinigen Gott in die Kiste von den Dingen geraten, die man nicht recht versteht und darum eher mal so in die Ecke stellt, wo noch mehr ist, was zwar so zu einem gehört, aber man nicht recht einordnen kann.

Man kann in Bezug auf die Dreifaltigkeit Gottes viel erklären, vor allem, was damit nicht gemeint ist. Das wäre auch mal ein gutes Thema für unseren Gesprächskreis: die Dreifaltigkeit Gottes, und was das nicht heißt.

Nein, Christus ist nicht ein Gott, der auch mal auf Erden umherwandeln wollte. Er ist Gott und doch Mensch wie wir. Er ist Gottes leibhaftiges Wort an das menschliche Geschlecht, nicht nur



ein Prophet. Und Gottes Geist, seine Gegenwart, ist nicht nur in einem heiligen Buch auf einer heiligen Sprache eingefangen. Genauso wenig ist er wie eine diffuse Wolke, die eh keiner versteht, das Unbegreifliche an sich, das Numinose, gestaltlos Göttliche. Dem Geheimnis nachzuspüren, wer Gott ist und wie wir von ihm reden können, darum gab es in den ersten Jahrhunderten der Alten Kirche viel Streit. Es gab etliche Missverständnisse, die ausgeräumt werden mussten. Aber es gelang. Man fand so etwas wie Formeln der Rede von Gott im Gottesdienst und wie man besser nicht von ihm spricht, um nicht das Ganze mit Christus und unserer Auffassung der Heiligen Schrift gründlich misszuverstehen. Das ist der Zielpunkt der Dogmatik, damit wir Gott nicht missverständlich in der Liturgie anrufen, in unpassende Vorstellungen ableiten.

Und auf dieser Grundlage der Erkenntnisse der Alten Kirche sehen sich heute alle Kirchen vereint, ob orthodox, katholisch, evangelisch, anglikanisch oder freikirchlich. Unser Glaubensbekenntnis ist das gleiche. Und weil wir dieses Fundament der Einheit im Glauben und Beten gefunden haben, darum feiern wir im Westen Europas dieses Fest, als Gegenüber zum Fest der Orthodoxie im Osten im September, wenn dort die Wiedereinführung der Bilder, der Ikonen im Gottesdienst gefeiert wird.

Ergänzen oder variieren lässt sich in Bezug auf die Rede von der Dreifaltigkeit Gottes nichts. Hinter diese Erkenntnisse der Alten Kirche für unser gemeinsames Beten sollten wir nicht zurückfallen. Wir können es weder anders noch besser sagen, höchstens neu verstehen lernen.

Dass wir uns nicht missverstehen: Wir wissen nun darum, Gott recht anzurufen, aber nicht, wer und wie er ist. Theologie ist keine Wissenschaft von Gott wie Anatomie unseren Körper beschreibt. Paulus schreibt: „O welche Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herren Sinn erkannt oder wer ist sein Ratgeber gewesen? ... Aber von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.“

Man hat oft und beständig darüber gestritten, ob oder wie man denn Gottes Existenz beweisen könnte, denn wir sind kluge, denkende Menschen und legen Wert darauf, dass man beweise, was man denkt. Da gibt es zwar Grenzen der Erkenntnis, aber es muss doch irgendwie möglich erscheinen, Gott zu beweisen, wenn man ihn schon nicht sieht?

Unser Gottesbeweis ist keine abstrakte Denkübung oder Nachprüfung seiner Existenz. Unser Gottesbeweis ist Christus, da hat sich Gott der Menschheit erwiesen als der, der er ist. Das war die alte Art, Dinge zu „beweisen“: zu zeigen, wie etwas wirkt.

Nichts und niemand ist wie Gott. Könnten wir seine Existenz aus etwas herleiten oder nachweisen, seine Spur zurückverfolgen, dann wäre er nur Teil dessen, was ist, wenn auch der vielleicht ungewöhnlichste. Dann wäre er nichts anderes als selbst ein Teil der Schöpfung, des Alls, wie auch immer man sich ihn denken mag. Darum haben Philosophen versucht, seine Existenz wenigstens so zu retten, dass sie lehrten, Gott sei so etwas wie der Inbegriff von allem, dem Sein, Leben in seinem tiefsten Sinn. Er wäre das große Etwas. Aber Paulus schreibt: „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge.“ Er unterscheidet sich von Allem, auch von Allem in seiner Gesamtheit.

Man kann die ganze Diskussion um unmögliche Gottesbeweise aber auch umdrehen: Aber es gibt uns. Es gibt das weite All, unser schlagendes und liebendes Herz, all die zugleich schlaun und dummen Tiere. Und warum? Warum gibt es all das und mich selbst, meine Liebste und diesen blauen Oasenplaneten hier, der wie verloren wirkt in der kosmischen Wüste der Unendlichkeit? Die Frage ist kein Beweis, aber sie darf ernst gemeint bleiben. Sie steht einfach im Raum, weil wir Menschen nachdenken können, weil uns Verstand gegeben ist.

Da ließe sich viel spekulieren, raten, oder auch meditieren. Eine Antwort stellt sich nicht ein, die diese Frage schlüssig und befriedigend beantworten würde. Und mitten hinein in unser menschliches Grübeln sagt unser Glaube: Gott hat sich uns Menschen offenbart. Das ist Hoffnung! Und er hat sich nicht nur irgendwie offenbart, im Verschwommenen, sondern in aller Klarheit. Wir fassen ihn nicht mit mythologischen Erzählungen,

seine Offenbarung gehört mitten in unsere menschliche Geschichte. Wir zählen unsere Jahre danach.

Davon singt unsere Bibel. Davon spricht unsere Rede vom Dreifaltigen, vom Dreieinigen. Das ist das Grundgerüst unserer Liturgie, Gott ist Schöpfer und Erlöser, Christus ist Gott und Mensch, ungetrennt und unvermischt, darum reden wir von Gottvater, Gottsohn und Heiligem Geist. So können wir beten und werden in unserem Beten der Offenbarung Gottes in Jesus, dem Juden aus Nazareth gerecht.

Auf der anderen Seite bedeutet dies nicht, dass wir Bescheid wüssten, eingeweiht in die großen Geheimnisse und gar im Voraus wüssten, wie es noch werden wird mit uns und der Welt.

Jesus spricht mit Nikodemus in der Nacht. Die Worte werden schwer, viel liegt in den Worten, mehr als am Tage liegt. „Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt. So ist ein jeder, der aus dem Geist geboren ist.“

Wir haben freilich unsere Meteorologen, aber wir verstehen dennoch, wovon Jesus da redete. Vieles können wir uns nicht erklären, wir sind mehr ins Leben geworfen. Wir errichten unser Leben nicht wie einen Bauklötzerturm. So kennen wir einander zwar mehr oder weniger, aber wir wissen stets auch von dem Geheimnis des Menschen uns gegenüber mit seinem Namen und seinem Herz, und dass wir einander nicht ausloten können wie die Tiefe eines Brunnens.

Unser Glaube ist die Hoffnung, dass da nicht nur irgendwo und irgendwie ein Gott sein mag, sondern dass wir unser Herz auf ihm ruhen lassen können, obgleich wir nicht von ihm sprechen, wie von den Dingen dieser Welt, die man anfassen oder ausmessen kann. Jesaja sprach noch ganz anders von Gott. Es war für ihn etwas geschehen, was wir eine Vision nennen, ein Bild, eine weit vollere Sprache, als es abstrakte Logik vermag. Er sieht vor sich Gott im Tempel sitzen auf einem Thron, umgeben von Seraphim. Gottes Wort war ihm wie glühendes Feuer auf seinen Lippen:

„Wer ist wie der Herr, unser Gott?“ Niemand und nichts. Und doch mehr als alles. So wie wir einander sein können: Einerseits nur ein irgendwie funktionierendes Etwas. Luther in seiner

drastischen Sprache nannte den Menschen, einschließlich sich selbst einen alten Madensack. Von Erde sind wir genommen, zur Erde werden wir. Asche, Staub, nicht mehr. Andererseits können wir einander auch Ein und Alles werden. So wie Kohlenstoffstaub nichts ist, und doch Diamant sein kann, in dem sich das Licht zauberhaft bricht, und für den viele ein Vermögen hinlegen würden, oder wie eine alte Leinwand mit einer Handvoll Farbe darauf im Museum von aller Welt bewundert wird.

Wir Menschen sind Gottes Bild, sagt die Heilige Schrift, dazu sind wir geboren. Darin finden wir Lebenssinn, Gottes Wegen in Christus nachzufolgen und in den Himmel zu wollen, wo alles, vor allem auch wir selbst gut werden.

Wenn wir also danach fragen, wie und wer Gott sein mag, sollten wir zuerst einander in die Augen schauen, und dann erst in den traumhaften Sonnenuntergang. Gott in der Natur? Gott in deinem Nächsten! Aber nicht im äußeren oder analytischen Sinn, sondern in seiner uns nicht auslotbaren Tiefe seines Namens für uns, die wir zu lieben verstehen.

Oder haben wir uns als Menschen schon so weit aufgegeben, und sehen ineinander vor allem Versager, geborene Bösewichte, mehr den Teufel als den lieben Gott? Oder sehen wir ineinander nur noch wundersame Biomachines, Computer auf zwei Beinen, gelenkt von Hirnströmen und Hormonen? Oder sind wir doch aus Gott geboren und verdienen Liebe, Güte und Aufmerksamkeit, Achtung und Hoffnung?

Gott hat sich uns nicht umsonst in einem Menschen offenbart, nicht nur in seinen Worten, sondern ganz und gar in einem Menschen mit Fleisch und Blut, der sterben konnte, den man ans Kreuz heftete.

Gut, dass wir nicht wissen, wie er aussah, und dass wir kein Psychogramm von ihm erstellen können, ohne uns lächerlich zu machen. Denn so glitt uns Gott aus dem Bild. Dann würden wir in ihm – im Vergleich gesagt – nur Leinwand und Farbe sehen, nicht aber das, was ihn auszeichnete von allem anderen.

Darum idealisieren, typisieren Ikonen sein Angesicht. Man soll Gott in Jesus von Nazareth entdecken können, den himmlischen Vater im Sohn. Man soll sich ihm geistlich nähern können, und

damit ist jetzt keine esoterische Zauberei gemeint, sondern alle Klarheit, deren wir fähig sind in unserem Herzen. Darum ist das orthodoxe Gegenüber zu unserem Trinitatisfest das Fest der Ikonen: Christus und Menschen als Bild Gottes und des Himmels.

Nikodemus fragt: „Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist?“ Und Jesus antwortet: „Was aus dem Geist geboren, das ist Geist.“

Das meint unsere Taufe. Und das ist auch genau die Bibelstelle, in der in aller Klarheit davon die Rede ist, dass Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist ist: „Tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Das war und ist die Schlüsselbibelstelle, auf den die Alte Kirche unseren Glauben zu stellen vermochte. So konnte man die Offenbarung Gottes in Christus auf rechte und klare Weise verstehen lernen.

So haben wir auch keinen anderen Gott als den, den die Juden in den Synagogen anbeten, oder die Muslime mit ihrem Koran suchen und ihn mit 99 Namen anrufen. Wir sprechen und singen auf andere Weise von ihm und trauen darauf, dass die Offenbarung in Christus Gottes Offenbarung an alle Menschheit und auch an uns hier heute ist.

So nehmen wir die Synagogenpsalmen des Alten Testaments in unsere Gottesdienste, denn sie lehren wie die Juden auch uns zu beten. Aber wir schließen diese jüdischen Gebete mit ruhigem Gewissen anders ab. Wir fügen den Vers hinzu: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Das ist uns der Name Gottes gemäß der Taufe. In diesem Glauben beten wir, wie auch Psalm 113, den wir am Anfang gehört haben:

Halleluja! Lobet, ihr Knechte des HERRN, lobet den Namen des HERRN! Gelobt sei der Name des HERRN von nun an bis in Ewigkeit! Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang sei gelobet der Name des HERRN! Der HERR ist hoch über alle Völker; seine Herrlichkeit reicht, so weit der Himmel ist.

Wer ist wie der HERR, unser Gott, der oben thront in der Höhe, der niederschaut in die Tiefe, auf Himmel und Erde; der den Geringen aufrichtet aus dem Staube und erhöht den Armen aus dem Schmutz, dass er ihn setze neben die Fürsten seines Volkes;

der die Unfruchtbare im Hause wohnen lässt, dass sie eine fröhliche Kindermutter wird. Halleluja!“

„Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

So ist Gott uns Gott.

## Jona

Ich vermag nicht so gut zu reimen wie Professor Klaus-Peter Hertzsch aus Halle vor vielen Jahren, der eine wunderbar schöne Version der Jonageschichte für Jung und Alt gereimt hat, die man zudem auch singen kann. So muss ich meine Version in einfacher Prosa gestalten.

John, ein Pastor unserer Zeit, lebte und predigte in seiner Dorfkirche und in aller Friedlichkeit und sah zu, dass er seine Leute tröstete, wie sie es liebten und von Herzen nötig hatten. Ihm ging es gut damit, seinen Leuten ging es gut mit ihm. Die Weltlage war nicht gut, aber man muss ja dennoch fröhlich sein.

Dann wurde alles anders. Pastor John hatte schlecht geschlafen und wachte davon auf, dass ihn jemand rief:

*Du musst jetzt in die große Hauptstadt. Du kennst den Präsidenten. Er saß in der Schule vor dir. Es ist Zeit, rede ihm ins Gewissen.*

John schüttelte den Kopf, trank Kaffee und sagte sich: Was ich da wieder mal geträumt habe! Das stimmte aber nicht, denn das hatte er noch nie geträumt. Und es stimmte, dass er den Präsidenten kannte, sie hatten in derselben Klasse gesessen. John wollte sich nicht um den Traum scheren, aber das ging nicht. Die Stimme in ihm machte großen Lärm in seinem Herzen. So erzählte er einer Freundin davon. Die sagte: Du kennst den Präsidenten? Tu alles, was du kannst, du musst ihn stoppen, sonst geht hier alles mit uns verloren! Brüll ihm ins Gewissen! John lachte und schüttelte den Kopf: Ich hätte es dir besser nicht erzählen sollen. Aber du bist

doch ein Pastor, also predige ihm! John wich aus: Ich könnte ihm ja bei Gelegenheit einen Brief schreiben?

Doch das tat er nicht. Man hätte den Brief auch nicht dem Präsidenten gezeigt. Wenn er überhaupt aufgefallen wäre bei all den bitteren Beschwerdebriefen, die täglich im Regierungspalast landeten, dann würde sich der Geheimdienst um ihn kümmern. Den Präsidenten muss man loben, fand sein Hofstaat. Bloß keinen Sand ins Getriebe lassen!

Also predigte John weiter in seiner Dorfkirche und alle waren zufrieden mit ihm. Doch nach sieben Nächten erwachte er wieder:

*Du musst jetzt in die große Hauptstadt. Du kennst den Präsidenten. Er saß in der Schule vor dir. Es ist Zeit, rede ihm ins Gewissen.*

Nein, nein, nein. Bin ich für Politik verantwortlich? Religion ist doch etwas sehr Privates. Man muss das trennen. Ich werde mich doch nicht lächerlich machen oder gar in Gefahr begeben! Das sagte er entschuldigend einem guten Freund. Der Freundin von vor ein paar Tagen ging er aus dem Weg. Wie die ihn angeblickt hatte! Nun sah ihn sein Freund genauso an: Du musst das tun! Du darfst dich nicht verstecken! Sieh doch, was gerade geschieht: Krieg steht in unserem Vorgarten und klopft schon an die Tür. Im Fluss schwimmt Gift. Die Wolken regnen Plastikstaub.

John bekam seine nächste Predigt nicht mehr geschrieben. Die Finger blieben einfach über der Tastatur in der Luft hängen. Die Worte steckten im Stau fest, vor ihm hatten sich die vier kurzen Sätze breitgemacht und ließen keine anderen mehr durch:

*Du musst jetzt in die große Hauptstadt. Du kennst den Präsidenten. Er saß in der Schule vor dir. Es ist Zeit, rede ihm ins Gewissen.*

Urlaub. Auszeit. Sabbatical, Burnout, weg mit dem Flugzeug, ganz weit weg. An Chinas Küste ließ er nun die Seele baumeln und döste in der Sonne ein. Bis sein Traum ihn weckte:

*Du musst jetzt in die große Hauptstadt. Du kennst den Präsidenten. Er saß in der Schule vor dir. Es ist Zeit, rede ihm ins Gewissen.*

John riss die Augen auf, und vor ihm standen zwei chinesische Geheimdienstleute: Mister John? Es tut uns Leid, verlassen Sie unser Land, und zwar mit dem nächsten Flieger. Sie kennen ihren Präsidenten aus der Schulzeit. Sie sind ein Spion.

Also nichts mit Burnout. Keine Baumelseele. John holte tief Luft und fuhr zu seinem Präsidenten. Er tröstete sich damit, dass man ihn niemals vorlassen würde. Doch da täuschte er sich, man ließ ihn vor. Vielleicht weil man meinte, er brauche dringend eine Aufmunterung und Ablenkung. Der Präsident empfing ihn gleich am nächsten Tag.

John rutsche das Herz in die Schuhe. Er würde nur Nettos sagen, verlegen lächeln und dann Land gewinnen. Doch dann, dem Präsidenten gegenüber, hüpfte das Herz an seinen angestammten Platz und der Heilige Geist pustete alle Blätter fort, die er sich vor den Mund hatte nehmen wollen. Bleich vor Schreck über sich selbst sagt er dem Präsidenten, was Sache ist, und dass das so ganz sicher nicht mehr weiterging und sich sehr viel ändern müsse, und zwar unverzüglich und dass man die und die mächtigen Bosse von ihren Thronen zu schubsen hätte, auch wenn sie sich mit Händen, Geld und Gemeinheiten wehren würden, und dass man die Lügen ausradieren sollte, mit denen die Wände des öffentlichen Lebens austapeziert waren, auch wenn die Wahrheit wehtat, und dass man der malträtierten Schöpfung endlich Erholung gönnen muss, auch wenn so mancher Luxus wegfiel, und, - John war kaum zu stoppen.

Komm ins Parlament, mein alter Freund. Das sage aller Welt, mein Wort an die Nation morgen gebe ich in deine Hand. Du hast so recht. Das sagte ihm der Präsident, dem es wie Schuppen von den Augen gefallen war. Und so kam es. Die Parlamentarier, die Presse, die Leute verstanden. Es war ja auch schon Zehn nach Zwölf. Man fand Wege, ich weiß nicht wie. Der große Kollaps blieb aus. Vorerst, aber immerhin.

John ging daraufhin in Rente. Er hatte sich völlig verausgabt. Er versteckte sich in den Bergen unter fremdem Namen. Keine Presse sollte ihn finden, interviewen oder fotografieren.

In der Nähe in den Bergen gab es eine halb verfallene, nahezu vergessene Kapelle, da pilgerte er nun jeden Abend hin zum



Beten. Aber er brachte es nicht recht fertig, weil er Gott nicht mehr verstand. Was macht Gott mit uns Menschen, und was tut er nicht? Und warum?

Seine Freunde spürten ihn auf, drei Wochen hatten sie ihn suchen müssen. Du verstehst Gott nicht mehr? Kennst du Jona nicht? Und wie die Geschichte endete? Jona war von Gott enttäuscht, weil er kein Feuer über Ninive hatte kommen lassen. Und was sagte ihm Gott dann, was sagt er uns?

Jona, Jona! „Dich jammert dies und das, all der Kleinkram, der die Sorgen macht. Und mich sollte nicht jammern diese Welt, die Städte und Dörfer, die Länder und all die verrückten Leute darin, die netten und etwas dümmlichen, die Liebenden und Verärgerten? Ja, sie wissen nicht recht, was links oder rechts ist, dennoch, sie sind meine Kinder. Und manchmal muss man ihnen sagen, was Not tut. Und dann erst die ganzen Tiere, die wollen doch auch noch leben!“

Als das John hörte, schämte er sich. Und ihn weckte kein Wort vom Himmel mehr hinfort. Er konnte endlich schlafen, schlafen, schlafen. Das mit dem Weckruf geschah und geschieht nun anderen Leuten. Ob die dann sagen, was zu sagen ist? Auch wenn sie keinen Präsidenten kennen und im Ausreden geübt sind wie alle, die sich selbst nur zu gern belügen?

## Ordnung

*Ps 36,6-10; Lk 14,15-24*

Mein Vater hatte es nicht so mit der Ordnung, zumindest, was seinen riesigen Schreibtisch anging. Er hatte dieses Teil geerbt aus irgendeinem Büro, ein riesiger Doppelschreibtisch, darauf türmte sich das Papier zusammen mit aufgestellten Buchreihen. Es blieb gerade so viel frei, damit er schreiben konnte, noch ohne Schreibmaschine, denn damals benutzte man Füllfederhalter, Bleistifte oder seinerzeit ganz modern: Kugelschreiber. Dahinter standen es hohe Regale mit vielen kaum geordneten Büchern.

Wichtiges, Gutes neben Unwichtigem. Und einen uralten Leitzordner besaß er, in den man Papiere in Fächern versenken konnte mit einem Spruch darauf: „Gott ist kein Gott der Unordnung.“

Ich hielt das für einen ziemlich dummen Werbespruch. Aber dann lernte ich, dass dieser Spruch in der Bibel zu finden ist. Dort geht er allerdings noch weiter: „Gott ist kein Gott der Unordnung, sondern des Friedens.“ 1 Kor 14,33.

Es geht dabei also um deutlich mehr als um mein zumeist unaufgeräumtes Kinderzimmer, wo eher schöpferisches Chaos herrschte. Im Schöpfungslied zu Beginn unserer Heiligen Schrift ist auch von Chaos und Ordnung die Rede. Schöpfung ist dem Lied nach Ordnung. Gott schied Licht von Finsternis, Meer und Land. Schauen wir uns eine beliebige Blüte an, die unser Herz entzücken kann, und Kreta hat davon besonders viele Varianten: Pure Ordnung. Auch der Maler ordnet seine Farben auf dem Bild in einzigartiger Weise an, und dann bezahlen die Leute viel Geld dafür. Der Architekt rechnet alle Winkel aus, der Statiker gibt seine genauen Anweisungen, und dann können Erdbeben kommen oder es in der Welt mal wieder wild zugehen: My home is my castle. Ohne Ordnung gingen wir zugrunde.

„Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen. Deine Gerechtigkeit steht wie die Berge Gottes und dein Recht wie die große Tiefe. Herr, du hilfst Menschen und Tieren.“

Gerechtigkeit und Frieden sind Ordnungen erster Güte. Doch ohne regelnde Wahrheit zerbrechen sie. Und da setzt unser Fragen an, oder auch einfach nur unsere große Ratlosigkeit. Europawahl: Was für eine Ordnung wünschen wir uns? Schon die Frage bringt uns ins Wanken. Müsste sie nicht vielmehr heißen: Was für eine Ordnung wäre für alle gleichermaßen gut? Auch für die, die uns vielleicht eher störend begegnen? Wie bewahren wir nicht nur die wohlgeordnete Schöpfung, sondern auch den Frieden, in dem wir doch leben wollen, auch mit all den Verrückten, die Freude am Brandstiften haben und einfach nichts verstehen wollen?

Die Parteien haben ihre Programme und werben dafür, ausgerechnet sie bestimmen zu lassen. Sie versprechen alle

Frieden und Ordnung, so wie sie das für richtig halten. Oder ist es mehr ein Kampf von Interessen, auch gegen andere? Das wäre fatal. Wobei die Parteien das immer irgendwie miteinander vermengen wollen: Ein gutes politisches Programm für alle und eigene Interessen. Das erzeugt Misstrauen. So sieht Frieden nicht aus, dass die einen gewinnen und die anderen verlieren. Und Gerechtigkeit ist auch etwas anderes, als vor allem selbst Recht zu bekommen. Es gilt, Recht zu geben, einander Rechte einzuräumen, sonst wird das nichts mit Frieden und tragender Ordnung und einem halbwegs funktionierenden Paradies.

Doch inwieweit hat das mit unserem Glauben und unserem Gottesdienst zu tun? Ordnung ist weithin Gewohnheit. Und wir sind eher gewohnt, dass Glauben eine Privatsache sei. König Friedrich II. von Preußen hat den Satz geprägt: Jeder soll nach seiner Façon selig werden. Soll er doch glauben, was er will, was geht es den Staat an? Und da kann man sich dann auch gut eine religiöse Privatecke einrichten, wie es in der russischen Orthodoxie die Ikonenecke ist. Da glaube ich an meinen lieben Gott, und lasst mir bitte diesen kleinen Freiraum, der euch auch ganz gewiss nicht stört. Da spricht mein Herz, das ist meine Privatsphäre. Das geht niemanden etwas an, ich misch mich auch nicht weiter ein. Sollen die da draußen doch machen, was sie wollen, wenn sie mich mit meinem lieben Gott nur in Ruhe lassen. Da mag ich mir dem Psalm sprechen: „Wie köstlich ist deine Güte, Gott, dass Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht haben!“ Gott als Wohnzimmerinventar, gleich neben den Kuschtieren aus der Kindheit über dem Sofa?

Kirchen können Zufluchtsorte sein. Im Mittelalter waren sie sogar ganz offiziell Asylorte. Dahin flohen im Mittelalter einst die Frauen in meinem Dorf auf Fehmarn, doch König Erik interessierte das nicht, er zerrte sie da heraus. Das wurde ihm als schwerstes Verbrechen angelastet und das nahm ihm letztlich seine Königswürde. Er hatte sie verspielt, als er diesen Schutzraum nicht akzeptierte.

Also war das mit dem Zufluchtsort nicht nur privat gemeint. Es geht auch um äußeren Schutz. Und so regeln die 10 Gebote auch nicht nur einen Privatbereich, sondern haben die ganze Welt im

Blick, das ganze menschliche Geschlecht. Das muss geordnet sein, wohl geordnet, zum Wohl möglichst vieler. Das will Gott so.

Aber wer sieht denn da noch durch mit der Öffentlichkeit, den Staaten und der Welt, der Geldwirtschaft und den Konzernen, den ökologischen Zusammenhängen und den Verrücktheiten in den Köpfen?

Jeder, der kommt und sagt: „So machen wir das. Ich weiß genau, wie es geht,“ dem sollte man zutiefst misstrauen. Solche Planwirtschaft für die Welt taugt nicht, die Welt ist viel zu komplex dafür. Aber auch das Gegenteil geht nicht, wenn man so verfährt: Lass die Leute nur machen, das regelt sich schon irgendwie. In der Natur geht das doch auch! Ja, das geht da so. Aber ich möchte nicht die Maus sein, die sich vor Katzen, Eulen und Schlangen fürchten muss, und ihre Kinder kaum zu schützen weiß.

Es sieht in unserer Welt einerseits aus wie auf dem Schreibtisch meines Vaters, irgendwie schon ordentlich, andererseits auch nicht. Apropos „Schreiben“: Wir ordnen unsere Welt wesentlich durch Worte und Sprache. Neuerdings dann auch mit jeder Menge Algorithmen. Die Ordnungen häufen, überlagern sich, und zwar nicht gerade widerspruchsfrei. Niemals zuvor wurde so viel herumexperimentiert, zum Heil, wie zum Unheil von ganzen Gesellschaften. Niemals wurden so viele Vorschläge gemacht, wie es anders besser oder religiös richtig sei. Und meint ihr, Gott würde das nicht interessieren und wäre zufrieden damit, wenn wir privat in unserem Glauben unsere eigene Seele zu retten versuchten? So macht man das Salz der Erde taub.

König wollte Jesus nicht sein. Als man ihn wählen wollte, weil er so tolle Wunder vollbrachte, lehnte er dankend ab: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Das hieß aber nicht, dass das eine mit dem anderen nichts zu tun hätte. Auch dieses Verhältnis verwirrt uns eher, das von der Ordnung Gottes und den Ordnungen der Welt oder ihrer Unordnung, ihrer verfehlten und verletzten Gerechtigkeit.

Klar ist, dass vieles um Gottes Willen nicht einfach so weiter gehen kann, anderes aber unbedingt erhalten werden sollte.

Das Private kann wie ein Falle wirken. Das ist die Höhle, in die ich mich rette. Da störe ich wenig. Im Wohnzimmersessel schaue ich Nachrichten und bilde mir meine Meinung, auf die es nicht weiter ankommt. Fertig. Manchmal gebe ich Wahlzettel ab. Gehe ich aus der Haustür, funktioniere ich wie verlangt und gewünscht. So bin ich denn ein prima Kunde und bestens integriert. Und dann sterbe ich irgendwann, und bitte verstreut meine Asche im Meer, denn mein Name tut ja auch jetzt schon nichts zur Sache. Lasst mich vor allem in Ruhe. So geht man freiwillig und mit bezahltem Vergnügen in die Falle und richtet sich dort auch noch wohnlich ein. So sehen bequeme Staatsbürger aus.

So kann das nicht gehen mit dem Verhältnis von Glaube und öffentlichem Leben, das kann nicht Gottes Willen entsprechen. Genauso wenig kann es jedoch gut sein, wenn man mit religiösen Sätzen und Scheinautoritäten die Welt regieren will.

Gottes Güte reicht, so weit die Wolken gehen. Christus verkündet Frieden, und zwar nicht nur seinen Jüngern, sondern aller Welt. Die Bibel ist voll von Sätzen über Gerechtigkeit. Gott will uns nicht in der Falle des Privaten sehen. Er ruft uns bei unserem Namen, der in der Welt gilt: Liebe deinen Nächsten, und damit sind nicht nur Freunde, Gleichgesinnte oder Familie gemeint. Jede, jeder kann mir urplötzlich zum Nächsten werden. Im 16. Jahrhundert hat jemand einmal geschrieben: Die Gesellschaft der Menschen, das ist die Versammlung von Nächsten.

Im Psalm heißt es: „Die Menschenkinder werden satt von den reichen Gütern von Gottes Haus. Bei dir, Gott ist die Quelle des Lebens.“ Und damit meint er nicht, die hier ja, die da aber nicht. Paulus spricht vom Frieden für die Nahen und für die Fernen. Gottes Horizont, und damit auch der Horizont unseres Glaubens sind nicht die privaten vier Wände mit Vorgarten, sondern Gottes Güte und Wahrheit gehen so weit, wie die Wolken gehen, so weit der Himmel reicht. Und darum beten wir nicht nur daheim für uns alleine, sondern sollten unsere Kirche haben. Da kommen wir aus unseren Fallen heraus und treffen einander unter dem Namen Gottes, mit geöffneten Kirchentüren für jedermann. Gottesdienste sind im tiefsten Sinn des Wortes öffentlich, sie stellen eine Öffentlichkeit her mitten in der Welt. Und dafür ist es unerheblich, ob da irgendwelche Statistiken Erfolge zeigen oder nicht, ob die

Kirchen gut besucht sind oder nicht. Es geht im Glauben nicht nur um uns selbst, auch nicht in erster Linie, sondern: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst! So lautet das Hauptgebot. Das mit sich selbst ergibt sich, das muss nicht unsere Sorge sein.

Gestärkt werden sollen hier in unseren Gottesdiensten Liebe und Güte, die Grundlage guter Ordnungen also. Kein Gesetz ist etwas wert, wenn es nicht von Menschen getragen wird. Eine äußere Ordnung ist nur so viel wert, wie sie den Menschen auch gilt. Unsere Gottesdienste, unser Glaube sollten Quelle wirklich guten Lebens sein, wo man nicht nur Interessen gegeneinander ausspielt, sondern sich füreinander interessiert, sich einbringt, engagiert. Wir dürfen die Welt mit ihren oft unfairen Spielen nicht sich selbst überlassen. Doch sollten wir dabei demütig sein und genau hinschauen. Mit schnellen Sprüchen richtet man eher Unheil an. Erst muss man sehr viel lieben lernen, dann erst ahnt man, was dem Nächsten wirklich hilft, was dem Frieden dient.

Die Menschheit steht vor ungeheuren Aufgaben. Schlauberger sind in so einer Situation gefährliche Leute. Es gilt, geduldig hinzuhören, sich vieles zunächst mal sagen zu lassen und dann erst über Änderungen nachzudenken, vieles auch zu bewahren, vor Veränderungen zu schützen. Wir brauchen hellwache, kritische Leute. Und wenn wir das selbst nicht sein können, sollten wir die suchen und bestärken, die das vermutlich gut können. Fragen sind auf diesem Weg die kostbarsten Sätze, wertvoller als vorschnelle Behauptungen.

Mit dem Glauben an Christus stellen wir Güte der Welt gegenüber. Gott ist kein Gott der Unordnung, sondern des Friedens. Schwierig wäre dagegen die Formulierung: Gott ist ein Gott der Ordnung, und eiskalt sorgt er so für seinen Frieden. Er ist Liebe, Güte, will Gnade, Vergebung. Versöhnung, hat Freude an der Umkehr der Irrenden. Daraus sollten wir dann zu Ordnungen finden, die den Namen Frieden und Gerechtigkeit auch verdienen, immer wieder auch neu. Und damit geht es nicht so einfach in der Welt. Das kann man nicht befehlen, anordnen, mit Polizeigewalt durchsetzen. Gütigkeit bekommt man in kein Parteiprogramm gegossen. Darum gibt es hier die Kirchen und dort den Regierungssitz.

Aber wehe, Polizisten, Regierende, Wirtschaftsbosse wären in ihrem Amt lieblos, gnadenlos oder kalt und gleichgültig, während sie nach Feierabend ganz anders agieren. In Kreis von Freunden und Familie bin ich der liebe Familienvater, trete ich aber aus dem Vorgarten hinaus, bin ich der perfekte Funktionsträger, das perfekte, ersetzbare Schraubchen im Getriebe im Spiel der Interessen von wer weiß schon wem? Am Ende vor allem der Ich-AG?

Auch ich habe keine pauschalen Antworten auf die große Fragen unserer Zeit. Aber wach bleiben möchte ich. Und dass wir uns an die Quellen des guten Lebens halten: Güte, Nachsicht, Wille zu Frieden und Gerechtigkeit. Ich möchte verstehen, und zwar nicht im Sinne von zustimmendem Verständnis, sondern wie der Arzt, der weiß, wo die Krankheitsursachen zu finden sind und was zu tun ist.

Auf dem unüberschaubar gewordenen Schreibtisch unserer Weltlage kann auch ich nicht aufräumen, aber Gnade und Güte sollten wir immer anmahnen, egal, ob wir gehört werden oder nicht. Klar muss auch ich hier und da mitspielen, oft mit schlechtem Gewissen. Aber wo ich kann und es Sinn bringt, sage ich auch mal Nein. Und vor allem: Niemand von uns kann allein die Schwergewichte unserer Probleme und Konflikte aus den Angeln heben. Wir brauchen einander.

## Gotteslob

*Ps 103,1-13; Lk 15,1-10*

Es gibt viel, was uns die Laune verderben kann, schlimmer eigentlich, was uns dazu bringt, dass wir nicht recht wagen, auch einfach noch froh, gelassen und zufrieden zu sein. Befürchtungen verschiedenster Art machen sich unter uns breit, wie die lastende Hitze jetzt uns zu schaffen macht. Und man hat das Gefühl, es

wird nicht besser. Und die Weltlage ist etwas anderes als eine Wetterlage.

Die Lesungen heute sind tröstliche Texte. Das Evangelium erzählt davon, wie groß die Freude ist, wenn nicht etwa gleich alles besser wird, sondern nur eben ein verlorenes Schaf doch noch wieder zurückgefunden hat.

„Lobe den Herren, meine Seele!“

Das geht wohl nur so recht, wenn ich mich auch irgendwie wohl weiß. Der Psalm aber behauptet nicht: Alles ist gut. Unser Glaube ist keine rosa Brille, sondern gebe echten Trost:

„Gott heilt deine Gebrechen. Er vergibt dir. Er erlöst dein Leben vom Verderben. Er krönt dich mit Gnade und Barmherzigkeit. Gott macht deinen Mund fröhlich. Du wirst jung wie ein Adler.“

Wagen wir, darauf zu vertrauen? Werbung macht das auf ihre Weise mit dem Vertrauen: Wir sollten nur auf dieses oder jenes Angebot eingehen, dann wird es uns gehen wie im Herzkino. Die Siebzig von heute ist die Fünfzig von früher, die Medizin vollbringt Wunder. Die schöne neue Welt ist voll technisiert, und die Natur ist schön wie im Film, zumindest auf dem Fotoausschnitt, den wir uns dann immer aussuchen. Wir wählen uns die Regierung, die tut, was uns das Leben bequem sein lässt?

Diese Art von Optimismus mag unter uns hier verfliegen sein, bei vielen wirkt er nach wie vor, und wehe, es wird unbequem. Wir hätten die Welt ja gern gerettet, doch bitte ohne dafür auch noch mit Einschränkungen bezahlen zu müssen. Niemand ist für Umweltsauereien, aber was habe ich damit zu tun? Hauptsache, mein Luxus wird nicht gefährdet. Sonst werden wir echt wütend und zeigen es den Betrügern da oben? So reden verwöhnte Kinder. Oder ist das mit dem Trost des Glaubens nur religiös gemeint?

„Der Herr schafft Gerechtigkeit und Recht allen, die Unrecht leiden. Er hat seine Wege Mose wissen lassen.“

Also die 10 Gebote. Es geht Gott nicht so sehr um unsere religiösen Gefühle. Oder hatten wir etwa geglaubt, dass er glücklich über uns ist, wenn wir ihn anhimmeln? Umgekehrt ist es. Wer Gott liebt, liebt seine Gebote. Sonst ist unser Beten nicht ehrlich, wenn wir sagen: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Wer glaubt, mache sich Gottes Barmherzigkeit zu



Eigen. Wer Liebe annimmt, kann nicht anders, als auch selbst zu lieben. Sonst nimmt er nur Geschenke, aber nicht die Liebe in sich an.

„Gott handelt nicht nach unseren Missetaten,“ lesen wir im Psalm und finden das tröstlich. Aber vermögen oder wollen wir einander auch so begegnen: versöhnlich, nicht nachtragend, nachsichtig und nicht aufrechnend, obgleich wir vielleicht persönlich verletzt wurden? Besser wäre es. Aber immer geht das nicht, denn wir wollen uns ja nicht ausnutzen lassen, und bestätigen wollen wir die Missetäter auch nicht. Unser „Schuldiger“ sollte sich schon ändern, sonst wird das nichts mit uns. Gott mag ihm vergeben, und ich kann ihn auch darum bitten, aber damit bin ich noch nicht mit ihm versöhnt, dazu gehören immer zwei und das bedarf mitunter mehr als nur eine vielleicht oberflächliche Bitte um Entschuldigung. Anders ist das mit Gott und uns auch nicht. Wir wären dumme Heuchler, würden wir uns mit Gottes Barmherzigkeit trösten wollen, aber uns lustig weiter unbarmherzig verhalten.

Darum lesen wir im Psalm auch etwas von Gottes Zorn. Er ist nicht der liebe Gott, mit dem sich spielen ließe wie mit einem kleinen Hund, der gefälligst lieb und nett zu mir zu sein hat. Und doch: Gott hat Gefallen an Gnade.

Es soll und muss besser werden mit uns Menschen, aber nicht in dem Sinn, dass alles um uns persönlich und im Unterschied zu Anderen netter, bequemer und luxuriöser werde. Was ist mit dem Rest der Welt, den anderen acht Milliarden Menschen? 2025 sollte ein Ende mit Kinderarbeit sein, das Ziel hatte sich die Weltgemeinschaft gesetzt. Und was ist daraus geworden? Geschätzt 160 Millionen Mädchen und Jungen zwischen fünf und siebzehn Jahren müssen unter Bedingungen arbeiten, die ihre Rechte deutlich verletzen, schätzt die UNICEF. Kriege müssen aufhören, Wut muss gestillt werden, die Buschfeuer des Hasses gehören ausgelöscht. Lüge und ihre damit verbundenen Verschwörungstheorien gehören aufgeklärt.

„Gott wird uns die Treue halten,“ hörten wir von Micha und von Paulus, aus dem Alten wie aus dem Neuen Testament. Das ist kaum zu glauben: Gott hält uns die Treue? Immer noch? Trotz

diesem und anderem und vielem mehr? „Gott freut sich über uns, wenn wir uns bekehren.“

Da muss ich doch etwas zu diesem auch belasteten Wort sagen. Als halbes Kind noch wollte man auch mich bekehren. Ich sollte mein Leben Jesus übergeben und genauso über den Glauben reden und denken, wie es eine bestimmte fromme Gruppe damals tat. Darum hatte dieses Wort für mich abschreckende Wirkung. Aber die Bibel gebraucht dieses Wort oft: Ändere deine Ausrichtung, wenn du in die Irre gehst. Und damit war nicht gemeint, was irgendjemand von mir erwartete. Es geht in der Bibel weder um Überzeugung, noch um Anpassung, auch soll sich niemand opfern, also sein Leben übergeben. Im Griechischen bedeutete „Bekehrung“: Denk die Dinge neu, anders! Und an die Zehn Gebote war gedacht. Lass dich ein auf Gottes Wege! Und denk nur nicht, dass man es mit einem Mal hibekommt. Der Kirchenvater Augustinus in Nordafrika sagte vor 1600 Jahren: Mach das täglich. Befrage dich immer wieder neu. Fang wieder und wieder neu in Gottes Namen an. Brich aus aus den Mustern, in denen du dich gefangen siehst. Bekehrung meint Offenheit, nicht Enge, auch nicht eine fromm ausschauende Enge. Und es hat auch nichts mit der Selbstkritik der Maoisten gemein, mit der man die Leute nach vorgeschriebenen Mustern formen wollte. Zur Freiheit sind wir berufen. Gottes Wort ist kein Strickmuster.

Zur Bekehrung in gutem Sinn gehört, abzulassen von dem, was nicht gut ist, was Gott missfallen muss, was die Bibel Sünde nennt. Und davon gibt es viel in unserer Zeit, und damit meine ich jetzt weniger private Verfehlungen. Es gilt sensibel zu sein dafür, was gut und recht ist, was nicht. Das kann man nicht einfach nachlesen, das gilt es immer wieder neu herauszufinden.

Die Vögel singen, zwitschern und stecken voller Lebendigkeit. Die Erde ist jetzt im Juni auf Kreta schon vollkommen trocken, und doch sieht man eine Blütenvielfalt, eine Pracht, die dem Auge gut tut. Das Meer lädt uns ein, sich darin zu baden, umher zu schwimmen, sich abzukühlen. Darum kommen Hunderttausende von weit her angefliegen, weil sie das für ihre Seele brauchen. Vom Entspannen reden wir, und das hat nicht nur der Einzelne für seine Muskeln nötig, sondern das brauchen auch die Völker

untereinander. Nur entspannt hat man auch den nötigen Abstand zu sich selbst, um gut entscheiden zu können.

Wir haben oft schöne Vornamen: Michaela, Raphael, Gabriele: Das sind Namen von Engeln, die man sogar übersetzen kann. Oder Natascha, die Hoffnung. Johannes und alle Namen, die davon abgeleitet sind, sprechen von Gottes Gnade. Oder auch Felix, der Glückliche, Beate, die Schöne und Selige. Mit solchen Verheißungen sind wir gesegnet. Man hatte uns schöne Namen gegeben, um uns auf der Welt mit Liebe zu begrüßen.

Christus preist uns glücklich und selig, wenn wir es nicht nur gut haben, sondern auch die Güte in unseren Herzen wohnt, wir unseren schönen Namen gerecht werden. Und alle tragen wir zudem Gottes Namen an uns, getauft auf den dreifaltigen Namen des in Barmherzigkeit Allmächtigen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!“

Güte mögen wir in uns aufspüren, und dafür sollten die Sinne hellwach sein. Das Gute und Schöne soll in uns hineinkommen können, durch beeindruckende Bilder, in Kunst und schöner Musik, in dankbarem Empfangen. Wir dürfen uns freuen und fröhlich sein, und unsere Seele braucht das auch ganz dringend, so wie das täglich Brot.

Da sind wir wie die Blumen: Die Blüten trinken die Sonne, öffnen sich dem Licht und strahlen mit den Farben und Formen, die ihnen gegeben sind. Darum blüht es hier auf Kreta mehr noch als anderswo, weil kaum mal dicke Wolken die Sonne verdecken. Und wenn dann noch ein paar Tropfen Wasser von innen her den Pflanzen Halt geben, dann blühen Bäume und ganze Berghänge. Unser Glaube will unseren Seelen diese Tropfen Wasser geben, damit wir uns der Herrlichkeit der Erde und der Liebe Gottes öffnen und unsere Seele wieder strahlen kann.

Gott will nicht, dass wir verzagen oder in Trauer und Einsamkeit versinken. Gott braucht unser Lob nicht für sich, aber wer Gott lobt und singt und dankt, dem geht es selbst damit gut. Der Jammernde beklagt vielleicht zu recht die böse Welt, aber wenn er nicht aufhört zu jammern, dann fällt der Jammer über die böse Welt wie eine Krankheit auf ihn selbst zurück. Man kann leicht in Klage versinken, mit der man eigentlich das Übel von sich weisen

wollte. Die Weltlage sieht nicht gut aus. Aber wir sollten dem Bösen nicht den Gefallen tun, und sich von dem durch ihn in die Welt gekommenen Elend anstecken zu lassen und in Depression fallen, uns von ihr niederdrücken lassen. Es gilt, trotz allem fein fröhlich zu sein und nicht zu vergessen, Gott auch zu danken.

„Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ Dazu gehören wir bisweilen auch. Und es tut gut, sich gefunden zu erleben.

Wir finden einander häufig nur in dem Sinn, wie man dies oder das gut findet, etwas „likt“, Daumen hoch und dann weggeschaltet. Aber selbst gefunden zu werden? Das ist doch etwas ganz anderes. Das hat mit Liebe und Freundschaft zu tun. Ist uns das im unserem Leben begegnet, dann sollten wir dankbar dafür sein. Gott will uns finden, aufspüren wie das hundertste Schaf, das zahlenmäßig unwichtig war, der Statistik wegen ruhig hätte fehlen können. Das ist wie mit dem frechen Jungen, der anderen nur auf die Nerven ging und unbequeme Fragen stellte, auf die er nicht einmal die Antwort abwarten konnte. Doch dann nahm ihn die Mutter in den Arm, und er wurde ruhig und sogar fast einigermaßen vernünftig. Das würde ich eine kleine Bekehrung nennen.

Ob wir einander finden? Das ist noch wichtiger, als nur sich selbst zu finden. Irgendwie kann man das auch gar nicht, sich selbst finden, obgleich davon alle Welt redet, dass wir das unbedingt sollten. Selbstfindungsseminar - Der Weg zu Dir! Wie soll das gehen, sich selbst hinterher zu laufen? Einander finden, das geht weit besser, doch man muss dabei achtsam und vorsichtig sein. Und wenn wir dann jemanden gefunden haben, mag es auch geschehen, dass wir selbst gefunden werden. Ich schaue viel lieber meine Liebste an als mich im Spiegel. Und es tut mir gut, wenn sie auch mir in die Augen sieht, und sie kann das bis tief ins Herz hinein und ist dabei trotzdem noch fröhlich. Unser Glaube erzählt davon, dass Gott uns aufspürt, findet, unsere Seelen in sich birgt wie einen Schatz. Das ist das eigentlich Unglaubliche, unglaublich Schöne an unserem Glauben, nicht so sehr die Frage, ob es Gott gibt oder nicht.

# Die Überwindung des Bösen

*Ps 42,2-6; 1 Mose 50,15-21; Röm 12,17-21; Lk 6,36-42*

Es sind wunderbare Texte aus der Bibel, die wir heute hören durften, wie für gewöhnlich sind es vier Abschnitte, wie sie für jeden Sonn- und Feiertag vorgesehen sind. Zuerst der Psalm, dann eine Lesung aus dem Alten Testament, ein Epistelabschnitt und schließlich als Höhepunkt der Lesungen das Evangelium des Tages. Sie bedürfen keiner großen Erklärung, sie sind klar und gehen bei rechter Betrachtung zu Herzen. Was soll da eigentlich noch eine Predigt?

Eine Predigt ist nicht unbedingt Auslegung, Interpretation, oder gar eine Anwendung, wie man theoretische Erkenntnisse praktisch anbringt. Sie kann zum Beispiel etwas hervorheben, Hinweis sein auf den einen oder anderen Satz. Ziel der Verkündigung sind stets die Texte selbst, und dass sie zu uns sprechen. Nicht ich habe euch etwas zu sagen, sondern Gott uns. Und hören wir auf das, was zum Beispiel der Psalmist betet, so lernen wir daran, selbst zu beten. Die Psalmen geben uns Worte dafür, so wie die Jünger auch Jesus baten: Lehre uns zu beten. Und dann lehrte er sie und damit auch uns das Vaterunser.

„Meine Seele schreit zu Gott, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.“

Das hier mit uns ist keine Infoveranstaltung zum lieben Gott, sondern hier geschieht Gebet. Und auch mein Reden jetzt ist nicht nur etwas, was ich euch sage, sondern Sprechen im Angesicht Gottes. Darum ist es auch kein Problem, dass nur ich im Moment rede, denn ich möchte zum Ausdruck bringen, was uns angesichts der biblischen Lesungen und der Liturgie gemeinsam bewegt. Andererseits sprechen Bibelverse auch jeden von uns sehr persönlich an, so wie wir das Vaterunser gemeinsam sprechen, und doch jeder auch für sich betet.

„Ich will ausschütten mein Herz bei mir selbst.“ So der Psalm. Es sind starke Bilder, die uns im Psalter begegnen. Diese Stelle ist dann zur allgemeinen Redewendung geworden, sein „Herz

ausschütten“. Im Lateinischen ist davon gar die Rede, seine Seele auszugießen, und man mochte dabei an Tränen gedacht haben, wie es zuvor hieß: „Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht.“

Das dürfen wir bei Gott, uns vorbehaltlos bei ihm ausklagen, ausheulen, Seele und Herz bloßlegen. Und dann kommt die tröstliche Antwort wie in einem Selbstgespräch: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott! denn ich werde ihm noch danken, dass er mir hilft mit seinem Angesicht.“

In der alttestamentlichen Lesung wird an die Geschichte von Josef und seinen Brüdern erinnert. Sie hatten ihn verkauft wie einen Sklaven und dem Vater erzählt, sein Lieblingssohn sei leider von wilden Tieren zerrissen worden, und das zerriss dem Vater das Herz. Von da an gehörten für ihn Tränen zum täglichen Brot, wie der Psalm sagt.

Am Ende löste sich die Geschichte jedoch zum Guten auf. Josef vergab seinen Brüdern. Und es war das Verrückte geschehen: Hätten die Brüder ihn und seinen Vater nicht so schrecklich behandelt, Josef wäre nicht in Ägypten zum Minister geworden. Und so konnte er seine Familie, die ihn so fürchterlich behandelt hatte und die gesamte Sippe der Hebräer vor dem Hunger bewahren. Josef sprach: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen. Aber Gott gedachte, es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk. So fürchtet euch nicht.“ Ich bin sicher, jeder von uns könnte eine solche Geschichte erzählen, wo man jemandem Böses wollte, und dann ist es ungeahnt und ungeplant zum Guten ausgeschlagen. Ist es Gott, der dies bewirkte? Wir können das nicht behaupten, aber vielleicht dürfen wir es glauben. „Gottes Wege sind unerforschlich.“ So hat es Paulus an die Römer geschrieben, und dann folgte wenig später der Abschnitt, den wir als Epistel gehört haben:

„Vergeltet niemandem Böses mit Bösem, seid stets auf Gutes bedacht gegenüber jedermann.“ Wir sollen nicht wie die Brüder Josephs Böses im Sinn haben, und auch keine Rache. „Die Rache ist mein“, heißt es im 5. Buch Mose, und Paulus erinnert daran. Das hat Rechtsgeschichte gemacht: Es gibt in unseren Ländern überhaupt kein Recht auf Rache und Vergeltung mehr. Und ich

kann es darum nicht verstehen, wenn Staatsoberhäupter von „Vergeltungsmaßnahmen“ sprechen und Bomben abwerfen lassen. Man muss wohl dem Bösen Einhalt gebieten und auch sich wehrhaft zeigen, Zeichen setzen, aber Vergeltung üben? Nein.

Paulus zitiert gleich nochmals das Alte Testament aus den Sprüchen Salomos und schreibt: „Wenn deinen Feind hungert, so gib ihm zu essen; dürstet ihn, so gib ihm zu trinken. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“ Das ist kein Universalrezept, aber die Richtung stimmt, denn das Böse kann man nicht besiegen wie einen Feind. Es muss aus dem Herzen gerissen werden. Darum sperren wir in unseren Ländern Bösewichte nur weg, vergelten aber nicht Gleiches mit Gleichem und versuchen die Übeltäter zu „resozialisieren“, wie wir sagen.

Paulus schließt: „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ Das war der Weg Jesu. Es wird den Menschen allezeit schwerfallen, ihm darin zu folgen, aber anders geht es nicht.

Doch ob das zum Beispiel auch für Hitlerdeutschland galt? Besiegt werden musste die Armee zuerst, auch mussten die Hauptverbrecher gerichtet werden, aber überwunden ist das Übel erst, wenn der Nazismus aus Köpfen und Herzen gewichen ist. So etwas kann man nicht einfach wegradieren, ohne etwas Neues den Leuten einzuzeichnen, nämlich Güte, allgemeine Freiheit und den Willen zu Offenheit und Gerechtigkeit. Überwinde das Böse mit Gutem.

Das ist auch heute mit anderen Mächten und groben Verirrungen nicht anders zu machen. Recht und Gesetz können auf dem Papier wunderbar sein, aber wenn die Mehrheit sich nicht daran halten will, ist es das Papier nicht wert.

Wir müssen annehmen, was Jesus im Evangelium sagt: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater (im Himmel) barmherzig ist. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt. Vergebt, so wird euch vergeben. Gebt, so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überfließend Maß wird man in euren Schoß geben; denn eben mit dem Maß, mit dem ihr messt, wird man euch wieder messen.“

Das sind Sätze, die dürfen wir uns Wort für Wort ins Gewissen schreiben. Wir brauchen uns nur vorstellen, wir würden jemandem begegnen, dem das ins Blut übergegangen ist, so zu leben und zu handeln. Wäre er nicht der perfekte Freund? Und warum sollten wir es anders machen? Und dann kommt das Gleichniswort vom blinden Blindenführer. Das ist schrecklich für ein Land, wenn Dummköpfe oder Sturköpfe regieren, mit denen sich nicht reden lässt, die nicht sehen wollen, was doch am Tage liegt und getan werden muss.

Aber auch der, der vergibt und nicht nachtragend ist, sollte sich nicht dabei blind stellen. Wir sollen nicht über Unrecht einfach hinwegsehen, so ist das mit dem Willen zur Vergebung nicht gemeint. Vergeben heißt nicht vergessen, auch wenn man das so sagt. Verbrechen gehören aufgeklärt. Lüge muss entlarvt werden. Täuschung muss aufgedeckt werden. Gemeinheiten dürfen nicht verschwiegen werden. Vergebung und Versöhnung sind letzte Schritte. Nachsicht lasse man nicht unbedingt immer und gleich und um jeden Preis walten. Es ist unglaublich, wenn Lügner und Betrüger sich auch noch groß feiern lassen und sich zu Führern aufschwingen und auf Erfolge verweisen, die sich finsternen Geschäften verdanken.

Ist es nicht verrückt, wenn manche derart dreist und am Stück lügen, dass man mit Einsprüchen gar nicht mehr hinterher kommt, und sie verkaufen ihre Illusionen als Wahrheit? Von einem Zauberkünstler weiß man, er trickst und er darf auch stolz darauf sein, wie gut er das kann, aber einem Betrüger sollte man nicht auf den Leim gehen. Doch in der Politik scheint das zurzeit ein gängiges Geschäftsmodell zu sein. Hauptsache, Leute beeindrucken und Erfolg haben, Mehrheiten generieren und dann mit eisernem Besen regieren? Dann hat sich der Dieb auf demokratischem Weg zum Gärtner machen lassen.

In Jesu Rede schließt sich der Vergleich mit dem Balken im eigenen Auge an. Auch dies Sprachbild ist uns wohl vertraut: Suche nicht den Splitter im Auge deines Bruders, der du selbst einen Balken in deinem Auge hast.

Das klingt wie Übertreibung, denn in kein Auge passt ein Balken. Andererseits: Habe ich einen Splitter im Auge, verdeckt er einem die Sicht wie ein Balken. Wie auch immer: Man sieht die Fehler



bei anderen immer schneller und scheinbar auch klarer als bei sich selbst. Und dann steht man in der Gefahr, sich über seinen Nächsten erheben zu wollen. Klar, das soll man nicht, aber diese Krankheit scheint unausrottbar. Das betrifft nicht nur die bodenlose Unart des Shitstorms, wenn man ohne Gefahr für sich selbst anderen gegenüber hundsgemein sein kann. So gehen auch zunehmend politische Gegner miteinander um und weigern sich einfach, aufeinander zu hören. Das sollten sie aber unbedingt, damit wir die überfälligen Probleme irgendwie doch noch lösen können. Es geht Jesus darum, dass wir in Frieden und Verantwortung miteinander leben. Barmherzigkeit soll uns bestimmen und nicht Hartherzigkeit und Selbstgerechtigkeit.

Wir sollten klar sehen und niemanden anderen verführen und uns auch nicht verführen lassen zu allerhand Unsinn oder gefährlichen Ideen. Vieles glänzt und schillert schön, aber bei näherer, kritischer Betrachtung ist es nicht Gold, sondern bloßer Schrott. Wir sollten danach trachten, dem Guten aufzuhelfen, das Böse durch Güte aushebeln. Dass das nicht einfach und mit starken Sprüchen allein geht, liegt eigentlich auf der Hand.

So viel an uns liegt, mögen wir im Frieden mit jedermann leben und den Gedanken an Vergeltung in den Wind schreiben. Um die kann sich Gott kümmern, der gerecht und dennoch mit Gnade richtet. Gott lässt auch aus Bösem noch Gutes erwachsen, was das Böse im Nachhinein zwar nicht gut werden lässt, aber doch uns weiterhilft, trotz allem bösen Willen, mit dem man uns den Frieden verderben wollte.

Und wenn wir uns bedrängt fühlen, wir haben Gott, an den wir uns wenden, vor dem wir unser Herz ausschütten können, zu dem wir schreien und seufzen mögen gleich dem Hirsch, der Wasser braucht. Und fehlt uns Trost, mögen wir bei uns selbst sagen:

„Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott! denn ich werde ihm noch danken, dass er mir hilft mit seinem Angesicht.“

# Abschließende Aphorismen zur Homiletik

Predigt ist Teil der Liturgie.

Gottesdienst ist Versammlung der Glaubenden unter dem Namen Jesu Christi.

Damit ist Bezug auf den Taufbefehl genommen: Darum gehet hin und lehret alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen.

Im Namen Gottes zu sprechen, bedeutet nicht anstelle Gottes reden zu wollen, sondern sich hörend und redend hineinzubegeben in das Geschehen zwischen Gott und Mensch.

Predigt ist ein überaus mutiges und ernsthaftes Unternehmen, bei dem man nicht schwatzt oder plappert, sich als Entertainer betätigt oder Eindruck machen will. Es gilt, keine Performance hinzulegen, clevere Gedanken darzutun oder zu demonstrieren, was für ein guter Theologe man ist. Es gilt nicht, jemanden zu überzeugen, schillernd zu brillieren, den Nächsten von außen her zu missionieren oder zu beeinflussen, ihn gar überreden zu wollen. Die Mithörenden sind nicht seine Objekte.

Zu predigen bedeutet, bewusst in der Gegenwart Gottes, nicht in seiner Abwesenheit zu sprechen. Es ist die Rede dessen, der Gott zuhört, der nicht nur im Raum ist, sondern Raum und Zeit nun bestimmt. Der Prediger wende ihm nicht den Rücken zu, noch spricht er ihn an. Er ist auch nicht der Interpret des Großen Unbekannten, dessen unverständlich gewordenen Worte man den Unwissenden erklären muss.

Zu predigen bedeutet, Gottes Wort an sich und die mit ihm Hörenden herankommen zu lassen, im Bewusstsein, dass nicht

einer Liturg ist, sondern alle gleichermaßen im Raum „Priester“ sind, vom Kleinkind bis zum Greis, von dem, der sehr viel zu verstehen meint bis zu dem, der kaum glauben mag, was hier gerade zu geschehen scheint.

Die Hälfte dessen, was gesagt werde, besteht darin, Missverständnisse aus dem Weg zu räumen.

Die Seligpreisungen sind ebenso das Lehrbuch des Predigers wie der Text des Vaterunsers.

Kanzel oder Lesepult sind kein Relikt alter Tage, sondern eine sehr sinnvolle Einrichtung. Sie zeigen an, dass eine Person jetzt diese besondere Aufgabe des Lektors oder Predigers übernimmt. Er stellt sich mit dem, was er sagt, als dazu beauftragtes Glied der Gemeinde unter das Wort Gottes.

Predigt ist ein Gemeindeamt.

Die bloße Verlesung der Perikopen aus der Heiligen Schrift ist bereits Verkündigung. Der Prediger sollte sich nicht vermessen, darüber hinaus zu wollen mit seinen Gedanken. Er erklärt weniger den Text, als dass er sich darin bewegt, nicht als Privatgelehrter, sondern als Teil der Gemeinde, die Gott verstehen möchte.

Er schaut nicht nur „dem Volk ins Maul“, sondern auch ins bange oder stolze Herz. Er versteht die Zuhörenden, weil er einer von ihnen ist und nicht einen angereisten oder bezahlten Wanderprediger mimt.

Im Prediger wohnen die Fragen der Zuhörenden ebenso wie ihre Zweifel oder ihr schwacher Glaube.

Das neue Gebot Christi lautet: Liebt einander. Denn nicht mehr die Geburt einer jüdischen Mutter bringt uns zusammen, sondern Freundschaft.

Liebt der Prediger seine Gemeinde nicht, deren Teil er ist, sollte er besser schweigen.

Gott regiert mit den Sakramenten seiner Gnade und dem Wort. Im Gottesdienst herrscht Christus mit seinem Gnadenrecht. Alles,

was im Gottesdienst geschieht, gehört in diesen Rahmen. Es ist nicht von ungefähr, dass uns geboten ist, die Gnade Gottes einander zuzusprechen, aber nicht uns seinen Zorn spüren zu lassen.

Es ist eine wesentliche Aufgabe der Predigt, das Wort von der Sünde zu lehren. Das Wort Sünde lehrt uns zu erkennen, wo und wie wir Gottes Gebot verletzen. Es hilft uns, das in den Blick zu nehmen, was Gottes Willen widerspricht und überwunden werden muss.

Das heißt nicht, dass der Prediger selbst schon wüsste, wo und wie die Zuhörenden in Sünde fielen. Vorhalten darf er niemandem seine Sünde. Dafür ist der Balken in seinem eigenen Auge viel zu dick.

Der Prediger mahnt und tröstet, aber nicht als jemand, den dies selbst nicht beträfe. Das bestimmende Personalpronomen sei das „Wir“ des Glaubensbekenntnisses, aus dem er sich selbst nicht herausnehme, schon gar nicht aus methodischen Gründen.

Ein großes und immer wiederkehrendes Thema sei die Liturgie selbst mit Abendmahl, Taufe und Gebet. Die Orthodoxe Kirche hat darin eine große Tradition. Die Predigt hilft, den Gottesdienst zu verstehen und bewusst zu vollziehen.

In der Predigt spreche ein Betender. In der Liturgie stellen wir uns gemeinsam vor Gottes Angesicht, werden wir mit seiner Majestät und Herrlichkeit konfrontiert. Entsprechend rede und verhalte man sich auf der Kanzel.

Alles Prahlen mit Frömmigkeit ist von größtem Übel, das betrifft auch das Angeben mit Sünden oder eigener Befindlichkeit. Von sich selbst schweige der Prediger, ohne darum sich selbst herauszunehmen.

Das in Mode gekommene Anführen von praktischen Beispielen von Zeitgenossen, und was sie ihm alles erzählt haben, hat in der Predigt nichts zu suchen. Es ist öffentlicher Bruch des Beichtgeheimnisses oder Vorführen von Nächsten, eine moderne Form des Abkanzeln, mit der man sich nur selbst wichtig macht.

Der Prediger spielt keine Rolle. Es ist gut, wenn die Zuhörenden ihn als Person kennen und auch sonst mit ihm Umgang pflegen, er einer der Ihren ist. So gerät die Predigt nicht zum Monolog oder gar zur Rede eines Fremden.

Im Gottesdienst seien wir uns einander nicht fremd. Der Therapeut kann sagen: Ich tue hier nichts zur Sache. Der Prediger aber ist Teil der Gemeinschaft.

Die altkirchliche „Allegorie“ ist das dogmatische Grundmuster des Verstehens der Heiligen Schrift. Sie ist eine klare Absage an das buchstäbliche, wörtliche Missverstehen der Bibel im Gottesdienst, indem sie auf das geistliche Verständnis abhebt.

Selbstverständlich ist es lehrreich und schützt vor Missverständnissen, historische Hintergründe und Kontexte der Perikopen zu kennen. Wer die Bibel vor allem „wörtlich“ nimmt, ist unkritisch seinem eigenen Vorverständnis gegenüber. Er nimmt naiv historische Begrifflichkeiten, als wären sie identisch mit aktuellem Wortverständnis. Aber unser Verständnis zum Beispiel von „Volk“ ist nicht das gleiche wie in der Antike oder gar für Israel in biblischen Zeiten.

Die Allegorie der Kirchenväter hob das geistliche Verständnis hervor. Damit war nicht eine von der Realität abgehobene, esoterische Ebene gemeint. „Geistliche“ Auslegung besteht vielmehr darin, die Ereignisse verschiedener Zeiten miteinander ins Gespräch zu bringen, ohne sie zu vermischen. Dies ist möglich, indem sie in ihrer Besonderheit auf das Ereignis der Inkarnation des Wortes Gottes in Christus bezogen werden, auf die Mitte der Geschichte, das A und O von allem.

Entsprechend unterteilte man das geistliche Verständnis auch in Tropologie, dem Verweis auf das Verhalten der Menschen untereinander und in Anagogie, dem Aufstieg zu Gott, das sehr persönliche Verhältnis eines jeden und von uns gemeinsam.

Allegorie ist nicht misszuverstehen als eine theologische Auslegungslehre für die Gelehrtenstuben. Sie war Predigtlehre und Grundlage der Liturgie.

Die Gestalt der Predigt sei von Zurückhaltung geprägt und binde sich eng an die in diesem Gottesdienst verlesenen Perikopen. Es ist sachgemäß, wenn sie bei aller gebotenen Einfachheit eine gewisse Ästhetik ausstrahlt, schließlich geht es in der Liturgie um die Begegnung mit Gottes Herrlichkeit. So verbietet es sich, vulgär oder unschön daherzureden.

Die Stilmittel der Rhetorik gilt es nicht nur anzuwenden, sondern sie vor allem verstehend zu beherrschen, sie nicht aufgesetzt, sondern in ihrer natürlichen Kraft zu nutzen.

Rhetorik hat im Gottesdienst nicht das Ziel der Überredung oder gar „Überzeugung“. Rhetorik diene in der Predigt dem Verstehen.

Der Prediger sollte sich als Liturg wissen. Er möge in der Liturgie zuhause sein, „im Hause des Vaters“ sich heimisch zu wissen. Die alte Homilie, erste Form der Predigt, bestand darin, die einzelnen Verse der verlesenen Bibelabschnitte kurz und mit hohem Respekt in Augenschein zu nehmen und sie betend zu reflektieren. Sie geschah innerhalb der Lesung.

Die Bibel ist nicht als literarisches Werk selbst Wort Gottes, sondern weist darauf hin. In den Kanon der Schrift wurden neben Tora und Evangelien Schriften aufgenommen, aus denen Perikopen im Gottesdienst verwendet konnten und sollten. Das Wort Gottes im eigentlichen, völlig offenbaren Sinn ist unserem Glauben nach allein Jesus Christus, Gottes Sohn. Das „A und O“ strahlt in allen anderen Schriften des Kanons und spricht durch sie.

So ist auch die Predigt nicht einfach Gottes Wort, sondern weist nur darauf hin. Es ist kein gutes Zeichen, wenn die Predigt viel Raum im Gottesdienst einnimmt und das Beten unterbricht, Gott selbst gewissermaßen für zwanzig Minuten aus dem Raum geschickt wird, damit man dem Prediger zuhöre.

Die Gottesdienstgemeinde ist Kirche, nicht die gleichnamige Institution.

Wollte man eine ausführliche Predigtlehre erstellen, sollte man die gesamte Liturgie mit ihren jeweils besonderen Teilen in Augenschein nehmen. Ob Segen, Abendmahl, die Gebetsarten

oder das Glaubensbekenntnis, sie alle lehren uns, wie man predige und was von einer Predigt zu erwarten sei.

Das inhaltliche Grundmuster jeder Predigt ist das Vaterunser. In ihm spiegelt sich das gesamte Evangelium. Das Wort Gottes ist in ihm zum Gebet geworden. Da hat der Glaube sein Ziel gefunden.

Was im Gottesdienst geschieht, ist rechtlicher Vorgang zwischen Gott und Mensch. Gnade wird uns zuteil. Wir erkennen unsere Sündhaftigkeit.

Der Gottesdienst schafft eine Öffentlichkeit, die sich von allen anderen, „weltlichen“ Gemeinschaften abhebt, aber nicht in gleicher Weise andauert. Auf dem Berg der Verklärung lassen sich keine Hütten bauen. Die Kirchen geben nur dem gottesdienstlichen Geschehen Raum, sie sind nicht selbst diese Hütten. Sie sind Zeichen, nicht der Himmel selbst, sie mögen alt sein, sind aber nicht die Ewigkeit.

So begegnen Welt und Himmel einander in unseren Personen, die im Gottesdienst miteinander hören, beten und sich beim Abendmahl begegnen.

Predigten, bzw. das Hören auf biblische Perikopen sind politisch, nicht indem sie Politik treiben, sondern indem sie Politik oder Lebensregeln im Angesicht Gottes für unser Gewissen prüfen.

Gottesdienst und Predigt sind nicht zeitgemäß im Sinne der Assimilation. Es ist darum nicht von Schaden, wenn zum Beispiel uralte Kirchenlieder gesungen werden oder Worte gebraucht werden, die man „draußen“ kaum noch versteht oder auch missversteht.

Gottesdienste sind wie Ikonen Fenster zur Ewigkeit Gottes. Sie spiegeln das himmlische Geschehen nach Offenbarung 4. Ihr Horizont umgreift alle Kulturen und Zeiten.

Gottesdienste sind nicht unsere Veranstaltungen, wir gestalten sie nicht einmal. Wir suchen vielmehr die Gestalt des Liturgischen aufzuspüren, auch mit kulturellen Mitteln, die wir sonst gewohnt

sind, in denen wir denken und fühlen. Wir müssen jedoch darauf achten, was daran sich nicht einpasst.

Jedes Medium hat seine Botschaft, seine Eigenwirkung, die wir gewöhnlich unterschätzen, weil sie uns selbstverständlich ist und uns darum natürlich vorkommt. Darum sind uns in dieser Hinsicht Vorsicht und Zögern geboten.

Bewährten Formen und Gestalten der Liturgie gilt es, Achtung entgegenzubringen, auch wenn ihre Zeiten lange vorüber sind und niemand sie mehr praktiziert. Auch Augustinus, Ephraim der Syrer oder Zinzendorf sind unsere Glaubensgeschwister, die sich mit uns durch ihre Texte nach wie im Gespräch befinden.

Die Geschichte der Liturgie ist eine immense Schatzkammer. Ihre Kostbarkeiten, ob nun altkirchliche Hymnen, Bachs Kantaten, Kirchengebäude mit ihrer Ausstattung oder auch bestimmte Predigten oder Gebete vergangener Jahrhunderte veralten so wenig wie die Mona Lisa von Leonardo da Vinci oder die Bilder Fra Angelicos.

Die Gemeinschaft der Kirche erstreckt sich über Jahrhunderte und Kulturen verschiedener Länder. Dies sei auch der Horizont allen Predigens. Wir feiern unsere Gottesdienst nicht in Nischen privater Frömmigkeit, sondern im Zentrum der menschlichen Geschichte, selbst in einer halbleeren Kirche, wie auch der Thron des Augustus vor dem Stall Bethlehems verblasste.

Der Horizont der Predigt ist nicht nur eine kleine Kirchengemeinde, sondern reicht, so weit die Wolken gehen. Darum muss der Prediger immer wissen: Ich stammele, aber Gottes Geist spricht klar und ist aller Weisheit Anfang.

Der eigentliche Prediger und Lehrer soll und muss Gott selbst bleiben. Meine Worte oder halbwegs schlauen Redeeinfälle dürfen ihn nicht verdecken, sondern sollen ihm den Weg bereiten und Hindernisse wegräumen, die uns den Blick des Glaubens verstellen.

Predigen bedeutet weniger Apologie, Verteidigung oder gar Rechtfertigung einer eher unglaublichen Weltanschauung, sondern



Missverständnisse auszuräumen. Sie diene dem Verstehen dessen, was wir ohne Gottes Wort nicht verstehen würden.

Enttäuschend mag sein, dass wir nicht in jeder Predigt neue Erkenntnisse gewinnen und wir sagen müssen: Das wusste ich schon, so denke ich ja sowieso. Dennoch muss mir vieles unbedingt wieder und wieder gesagt werden, denn hier geht es um Gott und uns, nicht nur um Sachverhalte. Wenn Liebende einander nicht immer wieder sich ihre Liebe eingestehen, verlieren sie einander.

## Inhaltsverzeichnis

Jakobs Traum von der Himmelsleiter.....	3
Senfkorn glaube.....	8
Psalm 68.....	16
Erntedank.....	19
Heilung des Gelähmten.....	24
Wir sind ein Brief Christi.....	29
Schwerter zu Pflugscharen.....	35
Gottes Ewigkeit.....	40
Advent.....	45
Liebe Gott von ganzem Herzen.....	51
Der Lobgesang des Zacharias.....	56
Gott kommt auf die Erde.....	61
Christus und die Drei Heiligen Könige.....	66
Schauen auf das Unsichtbare.....	71
Ich schäme mich des Evangeliums nicht.....	76
Verklärung.....	82
Gottes Wort.....	88
Seelsorge.....	94
Jesus und Nikodemus.....	98
Der Bund des Friedens.....	104
Das Kreuz Christi.....	108
Ostern.....	112
Osterkerze.....	115
Vom Apostel Thomas.....	120
Der Gute Hirte.....	124
Der Weinstock und die Kirche.....	129
Singet!.....	135
Himmelfahrt.....	141
Pfingsten.....	144
Die Dreifaltigkeit Gottes.....	148
Jona.....	154
Ordnung.....	157
Gotteslob.....	163
Die Überwindung des Bösen.....	169
Abschließende Aphorismen zur Homiletik.....	174